Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 40 — **Marburg i. H., den 2. Oktober** — **1913**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Vom Wachsen und Abnehmen — Aus der Werkstatt der neutestamentlichen Theologie (Schlatter, Feine, Weinel). Erste Hälfte — Der letzte Grund der Sittlichkeit — Neunter Internationaler Altkatholikenkongreß — Liebesarbeit in den Balkankriegen. Vom Balkan — Vom Kongo. Die Anerkennung der Belgischen Kongo-Kolonie durch England und die Auflösung der englischen Kongo-Reform-Gesellschaft — Verschiedenes: Christianizing the Social Order (Rauschenbusch); Die mit der Theologie verknüpfte Not der evangelischen Kirche (Herrmann); Pestalozzi (Natorp); Mit dem Tornister (Rückert); Die Bauern vom Steig (Huggenberger); Ina (Sick); Pfarrer Lavendars Freunde (Deland); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Vom Wachsen und Abnehmen

Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Joh. 3, 30.

Johannes der Täufer hat es gesagt im Blick auf den, der damals noch im Schatten der Verborgenheit war. Als er es sagte, war ihm selbst der eigentliche Sinn dieses Wortes noch im Schatten. Er wußte nicht, was er sagte, — daß er ein Lebensgesetz des Reiches Gottes aussprach.

Das Wort bekam seine Stelle im christlichen Kalender. Man legte den Johannestag auf die Zeit, da die Sonne abnimmt; den Christtag in die Wintersonnenwende, wenn Sol invictus, die unbesiegte, unbesiegbare Sonne wieder zunimmt. Da steht es nun als bekannte Tatsache und als schöne, den Meisten unbekannte Symbolik. Aber so lange es nur im Kalender steht, kommt der tiefste Sinn nicht heraus. Es muß im Leben stehen, wo es am schwersten ist. Erst wenn uns der frohe Sinn des Lebens, der Sinn des Daseins überhaupt zu schwinden droht, dann kann dieses Wort im Dunkeln das Licht seiner innersten Lebensbedeutung aufleuchten lassen.

* * *

„Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Das klingt freilich garnicht wie ein Evangelium; eher wie das Gegenteil. Und das Licht, das dennoch darin ist, tut, wenn es herauskommt, zuerst den Augen der Seele weh. Nicht bloß einen Augenblick, sondern Jahre lang. Für die Meisten von uns bleibt es mit immer neuer Wehmut verbunden bis zuletzt, — so lange der Kampf mit dem Ich dauert.

„Ich muß abnehmen." Wo wäre das Ich, das gern abnähme? Es hat von Anbeginn den ungestümen Drang zuzunehmen, sich grenzenlos auszubreiten. „Ich will zunehmen!" Unser natürliches Begehren kennt keine andre Losung.

Aus unserm naturhaften Lebenswillen stammt die Erkenntnis vom Abnehmenmüssen nicht. Aber vielleicht aus natürlicher Ermüdung, aus dem resignierten Gefühl der Krankheit und des Alters, daß es abwärts geht, daß das Leben nicht, wie wir in der Jugend hofften, leichter, sondern immer schwerer wird —?

Gewiß kann das Wort auch dem Lebensmüden dienen. Es ist ja wahr, daß in uns täglich der Tod wächst und daß es zuletzt vor ihm nur ein unaufhaltsames Zurückweichen und Abnehmen gibt.

Aber die Kinder Gottes glauben nicht an den Tod, sondern an den lebendigen Gott, die Sonne des Lebens. Dämmernd ist die Ahnung von ewiger Güte aufgestiegen in der Geschichte, im Menschheitstage; so lange es Menschen auf diesem Planeten geben wird, so lange wird auch diese Sonne im Aufgehen sein — allem Unverstand, aller Bosheit, allem Leid zum Trotz. So kann auch unser kurzer Lebenstag selbst im Greisenalter dieses Aufgehen nie erschöpfen. Sol invictus — das ist die ewige Lebenssonne, die hinter den Nebeln von Schuld, Not und Pein unsres Lebens unaufhaltsam gütig strahlt und waltet, — der Lebendige.

„Er muß wachsen" — wenn ich erlöst sein soll. Erlöst von der Quelle meines peinlichsten Ungemachs. Das ist das trotzige und verzagte Ding — ich.

Es ist zum Herz brechen — dieses Erlöstwerden. Man meint oft, es gehe dabei alles „in zwei". Und doch geht all sein Tun mit uns zuletzt in eins: daß die peinliche Eigensucht zerbreche und die Sonne in uns durchbreche, die wundertiefe Freude, die noch nie ein Mensch hat aussprechen können.

* * *

Es kommen Schläge sinnlosen Herzeleids. Was soll das heißen? Da schweigt alle Menschenweisheit. Und wo sie sich hervorwagt, brennt sie nur in der Wunde und hilft nicht . . .

Wohl dem Menschen, der in schwerem, lichtlosen Schicksal steht und aus sonnigen klaren Tagen die Erkenntnis herübergerettet hat: „Er muß wachsen, ich muß abnehmen!" Es ist ein herrliches Wort im Alten Testament: „Siehe in meine Hände habe ich dich gezeichnet" — um es immer vor Augen zu haben. Wir wollen uns einen Stempel schneiden und ihn jedem Ungemach aufdrücken, damit es seinen Sinn bekomme in der Wüste des Lebens und auf dem Stempel sollen die Worte stehen: „Er muß wachsen, ich muß abnehmen."

Nicht was ich mir ersehe,
Sein Wille, der geschehe!

P J

Aus der Werkstatt der neutestamentlichen Theologie

1

Bücher können nicht nur ihre Geschichte haben, sie vermögen auch oft durch ihr bloßes Erscheinen ein Stück Geschichte zu repräsentieren. Und wenn ein Sondergebiet der neutestamentlichen Wissenschaft innerhalb eines kurzen Zeitraumes dreimal in neuen zusammenfassenden und weiterführenden Lehrbüchern dargestellt wird,*) wenn ein älteres längst vergriffenes standard-work derselben Disziplin in neuer Gestalt erscheint**) und wenn endlich eines der zuerst genannten Werke nach einem Jahre zum

*) Schlatter, Die Theologie des Neuen Testaments. 2 Bde. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. Erster Teil: Das Wort Jesu 1909. 592 S. Zweiter Teil: Die Lehre der Apostel 1910. 592 S. Preis jedes Bandes 8, gebunden 10 Mk. — Feine, Theologie des Neuen Testaments. 2. stark umgearbeitete Auflage. Leipzig, Hinrichs 1911. 743 S. 12,50, gebunden 14,50 Mk. — Weinel, Biblische Theologie des Neuen Testaments. Die Religion Jesu und des Urchristentums. Tübingen, Mohr 1911. 10,50, gebunden 11,50 Mk.

*) H. J. Holtzmann, Lehrbuch der Neutestamentlichen Theologie. Herausgegeben von A. Jülicher und W. Bauer. Tübingen, Mohr 1911. 1. Band: XX und 580 S. 2. Band: 631 S. 24, gebunden 30 Mk.

zweiten Mal aufgelegt werden kann, so läßt sich wohl von diesen bibliographischen Angaben ein Faktum der Wissenschaftsgeschichte ablesen: es muß auf diesem Gebiete Neues erarbeitet sein, das es bekannt zu machen gilt; zum mindesten muß Bekanntes in neuem Licht zu zeigen sein. In der Tat hat, wer Neutestamentliche Theologie vortragen will, heute manches Andere und Manches anders zu sagen als etwa vor fünfzehn Jahren; und weil sich in der hier zu Tage tretenden Veränderung innerhalb einer Sonderdisziplin manche wichtige Bewegung innerhalb der wissenschaftlichen Theologie überhaupt darstellt, lohnt es sich wohl, die veränderte Situation zu betrachten.

Die Neutestamentliche Theologie enthält die Darstellung der urchristlichen Religion. Was sich ein Forscher erarbeitet hat bei der Erklärung und Beurteilung der Texte, was er erreicht hat an Verständnis der Persönlichkeiten und Erkenntnis der Gedanken, das hat er hier — direkt oder indirekt — zu verwerten. Die Entwicklung der Disziplin im letzten Jahrhundert ist im allgemeinen den Weg gegangen, den die Theologie überhaupt eingeschlagen hat: je mehr man die geschichtliche Bedingtheit der Anfänge unserer Religion erkannte, desto mehr mußte man bestrebt sein, nun auch die Religion der „Anfänger" in geschichtlicher Darstellung vorzuführen: nicht ein Nebeneinander aller im Neuen Testament vertretenen Gedanken, woraus dann sehr leicht ein Durcheinander, eine Verbindung heterogener Elemente, werden könnte, sondern ein Nacheinander, wie es einzig einer Entwicklung gerecht zu werden sucht, die von Jesus über Paulus zu „Johannes" führt. Dabei hat sich immer wieder eine Schwierigkeit in zweifacher Beziehung gezeigt. Zunächst ergibt sich eine gewisse Abhängigkeit der Neutestamentlichen Theologie von den Ergebnissen der urchristlichen Literaturgeschichte (die wir ebenso falsch als unschön mit dem Namen „Einleitung ins Neue Testament" bezeichnen), denn erst die chronologische Ansetzung der Quellen vermag eine gewisse Sicherheit in jenes „Nacheinander" zu bringen. Wichtiger ist ein Zweites: wie man die religiösen Typen im Urchristentum wertet, wie man ihre Bedeutung für die Entwicklung des Ganzen und ihren Einfluß auf einander einschätzt — das wird sehr wesentlich von dem geschichtlichen Bilde abhängen, das sich dem Forscher ergeben hat, von den Vorstellungen, die er vom persönlichen und religiösen Leben der Menschen hat, die hinter den Schriften des Neuen Testaments stehen. Ein Beispiel mag beides verdeutlichen. Die sehr verschiedenartige Schätzung, die man von den Tagen der Reformation bis heute dem Jakobusbrief hat angedeihen lassen, ist einmal von der Entscheidung der literarischen Frage bedingt: War der Autor ein Mann der ersten Generation, der Bruder Jesu, oder war er ein Späterer? Sodann spielen noch andere Probleme mit hinein: Kann die werktätige Frömmigkeit des Jakobusbriefes überhaupt als Typus christlicher Religion gewertet werden? muß sie nicht ergänzt werden durch eine Summe von religiösen Ueberzeugungen, die der Autor mit den Christen seiner Zeit teilt und die wir aus anderen Zeugnissen zu erschließen haben? Und weiter: Ist diese werktätige Art mit ihrer Polemik gegen unfruchtbaren „Glauben" das Ursprüngliche, also vor Paulus anzusetzen, oder ein später neben dem Christentum des Paulus Gewachsenes, oder endlich ein Produkt des Kampfes gegen falsch verstandenen Paulinismus und gegen entartetes Gemeindeleben? Schwierigkeiten aber bereitet dies Hineinspielen literarischer und historischer Fragen in die Gestaltung unserer Disziplin darum, weil ihre Entscheidung nicht Aufgabe, sondern Voraussetzung der Neutestamentlichen Theologie ist.

2

Beiden Schwierigkeiten hat Schlatter auf eigene Weise zu begegnen gewußt. Die literarischen Fragen hat er ausgeschaltet, gewiß insofern mit Gewinn, als die Aufmerksamkeit, die gerade bei Schlatter nur aufs Religiöse gerichtet sein soll, durch keine Vorfrage abgelenkt wird; aber ebenso gewiß vermindert Schlatter die Beweiskraft seiner Darstellung, wenn er für eine höchst anfechtbare Quellenbenutzung keine Rechtfertigung gibt, nicht einmal durch ausdrückliche Berufung auf seine früheren Arbeiten. Die zweite Schwierigkeit, die in dem Verhältnis der Neutestamentlichen Theologie zur Geschichte besteht, versucht Schlatter in sehr charakteristischer Weise zu überwinden. Sein Ziel soll die Wahrnehmung dessen sein, was da war. Er will sich dabei entschlossen abwenden von eigenen Gedanken seiner Zeit. Und dieser Verzicht bedeutet ihm mehr als den meisten anderen Forschern: er läßt ihn den eigenen Gedanken auch dort zurückhalten, wo er der Ausfüllung einer Lücke dienen würde, mit anderen Worten: Schlatter verzichtet auf das Hilfsmittel der geschichtlichen Konstruktion. Die geistige Umwelt der Männer des Neuen Testaments, die Entwicklung verschiedener Richtungen im Urchristentum, die daraus sich ergebenden Fragen (Umbildung oder Weiterbildung des Evangeliums Jesu? Hellenisierung und Katholisierung des Christentums), das alles tritt nicht eigentlich in das Sehfeld bei Schlatters Beobachtung des „Tatbestandes", denn natürlicherweise sind diese Dinge in den Quellen nicht beschrieben, da auch die „historischen" Bücher des Neuen Testaments nicht Geschichte in unserm Sinne darstellen wollen. Somit braucht das Auge auf jene Dinge nicht eingestellt zu werden. Damit fällt denn auch die heutzutage übliche Gruppierung des Stoffes, denn sie basiert ja auf einer Anschauung von dem Werden unserer Religion, die erst erschlossen werden muß, die aber nicht im Neuen Testament gelesen werden kann. Schlatter hat darum seinem zweiten Teil „Die Lehre der Apostel" eine Disposition gegeben, die er — da literarisch-kritische Erwägungen, wie gezeigt, für ihn ausscheiden — nach einem immanenten Maßstab finden konnte: zuerst kommen die „Gefährten Jesu" zu Wort, Matthäus, Jakobus, Judas, Johannes und Petrus; dann wird die Lehre des Paulus dargestellt; weiter behandelt er als „Mitarbeiter der Apostel" Markus, den von Lukas benützten Erzähler, Lukas, den Verfasser des Hebräerbriefs und „den im Namen des Petrus Schreibenden" (d. h. den Verfasser des zweiten Petrusbriefes), und den Abschluß bildet eine Darstellung der „in der Gemeinde wirksamen Ueberzeugungen". Dabei ist Schlatter immer der Versuchung ausgewichen, die einzelnen Abschnitte gleichmäßig zu runden durch Wiederholung dessen, was allen Schriftstellern gemeinsam ist. Er konnte das, weil er nicht jedesmal einen vollständigen Lehrbegriff sucht, sondern nur das, was dem Einzelnen eigentümlich ist — also bei Paulus viel und beim zweiten Petrusbrief wenig — und das, was ihn mit Jesus verbindet.

Mancherlei läßt sich über dieses Grundprinzip der Schlatterschen Darstellung, wie ich es an seinem Aufriß zu verdeutlichen versucht habe, sagen, dafür und dawider. Ich beschränke mich auf je zwei Hauptsachen. Gegen Schlatters Methode: sie ist undurchführbar und bringt es zu keinem Geschichtsbilde. Für Schlatters Methode: sie bewahrt vor jedem Doktrinarismus und ermöglicht es, durchgehend das Religiöse herauszuarbeiten und diese Elemente zu einer Einheit voll Kraft und Größe zu verbinden.

Die Methode, nur den Tatbestand der neutestamentlichen Aussagen darzulegen, ist undurchführbar, denn was Schlatter unter Tatbestand meint, ist doch — mit Recht! — nicht der Text, sondern das religiöse Leben, von dem der Text zeugt. Und dies kann nicht abgelesen, sondern muß erschlossen werden. Schon wenn in dem das vierte Evangelium behandelnden Teil mit dem Gedanken operiert wird: für „Jemand, der Jesus kannte" war dies oder das unmöglich oder notwendig — werden Viele mit mir der Meinung sein, daß solche Schlüsse in das Gebiet der Konstruktionen gehören; noch mehr wenn Schlatter dem Johannesevangelium griechische Denkformen abspricht; vollends endlich, wenn man den Passus liest: Jesus „dachte nicht daran, nach seinem Kreuze als eine verklärte Seele fortzuleben, sondern er griff nach der Auferstehung, die ihn ganz mit Leib und Seele in die vollendete Gemeinschaft mit Gott versetzt. Durch den Ausgang wissen wir, wie er sich den Anfang seiner Sohnschaft Gottes gedacht hat" (I S. 474 f.). — Sodann aber würden wir, auch wenn solche Selbstbeschränkung durchführbar wäre, auf diesem Wege kein Geschichtsbild erhalten. Man spürt diesen aus der Methode resultierenden Mangel deutlich bei der Behandlung religionsgeschichtlicher Fragen. Zwar hat Schlatter, um zu verdeutlichen, daß Jesus „die in der Synagoge lebendigen Worte" braucht, in einem wertvollen Anhang zu Band I ausgewählte Belege aus dem rabbinischen Schrifttum zusammen-

gestellt. Wie wertvoll wäre ein ähnlicher Nachweis am Material etwa dort gewesen, wo Schlatter die These vom jüdischen Ursprung des Jakobusbriefes zurückweist! Aber hier heißt es einfach, jene These „verkenne den Tatbestand“. So hat es die grundsätzliche Abneigung gegen Konstruktionen verschuldet, daß die religionsgeschichtlichen Fragen — trotz Schlatters Kenntnis des Judentums — durchweg in den Hintergrund treten. Dieselbe Abneigung gegen Konstruktionen versteigt sich im Vorwort zu dem bitteren Satze, daß „der größte Teil der zeitgenössischen Literatur“ „die historische Darlegung unmittelbar mit der Polemik gegen das neutestamentliche Christentum zu verbinden pflegt.“ Hier darf denn doch die Erwiderung nicht ausbleiben, daß wissenschaftliche Kritik nicht mit Polemik verwechselt werden sollte, und daß diese Kritik wohl vereinbar ist mit der Ehrfurcht vor den Gegenständen und mit der Ehrfurcht vor dem, dessen Geist wir auch in der wissenschaftlichen Arbeit spüren, — auch in dem befehdeten Kritisieren und Konstruieren!

Ich darf dies aussprechen, gerade weil ich den Zug von Kraft und Größe in dem Schlatterschen Werk bei der Lektüre stark empfunden habe. Der Verzicht auf Gelehrsamkeit im üblichen Sinne erweist sich positiv fruchtbar als Verzicht auf Doktrinarismus. Nicht Ideen sucht der Verfasser oder Vorstellungen, noch weniger Entwicklung von Vorstellungen; sein Augenmerk ist einzig darauf gerichtet, aus all den verschiedenen Formulierungen die große Entscheidungsfrage herauszuhören, die alle Männer des Neuen Testaments an ihre Hörer und Leser stellen: Für Gott oder für die Sünde? So wird der Bußruf Jesu recht eigentlich der Generalnenner für alles, was das Neue Testament zu sagen hat. Nicht was daran neu ist oder alt, übernommen oder original, ist das Wesentliche, sondern die Art, wie und die Stärke, mit der jene Frage gestellt, der heilige, rettende und richtende Gott verkündet wird. Wer etwa den ersten Teil des ersten Bandes liest und damit den Abschnitt über Jakobus und die hierher gehörigen Paragraphen in dem Johannes-Teil vergleicht, der wird den hindurch klingenden einheitlichen Ton vernehmen und wird die eigenartige Kraft spüren, mit der Schlatter das Gesehene zu sagen weiß.

Martin Dibelius

Der letzte Grund der Sittlichkeit

Rede auf dem Pariser Weltkongreß am 19. Juli

Auf der letzten Tagung unsres Kongresses wurde vor drei Jahren in Berlin ein Wort gesprochen, das uns heute weiterführen soll. Professor Arthur Titius sagte: „Ich kann zur Not leben, ohne die Welt zu verstehen; aber ich kann nicht leben, wenn ich nicht mehr weiß, was ich soll.“ Wenn der Mensch nicht mehr weiß, was er soll, so ist sein Leben sinnlos geworden und mit dem Leben alles theoretische Wissen wertlos.

Damit ist der Primat der praktischen Vernunft energisch in den Vordergrund gerückt. Was wir sollen, kann uns kein Wissen des Gegebenen sagen, sondern nur das Organ für die aufgegebene Wirklichkeit: das Gewissen. So hängt der Sinn unsres Lebens, und damit auch die Freudigkeit, die innere Freiheit und der Fortschritt unsres Lebens am sittlichen Leben. Wenn aber das entscheidende Wissen im Gewissen liegt, so wird es zur Lebensfrage: wo hat das Sittliche selbst seinen tiefsten Grund und letzten Halt?

Es handelt sich also nicht um die sehr interessante Quaestio facti: nicht um die faktische Entstehungsgeschichte und die Psychologie des Sittlichen. Sondern um die Quaestio juris, um den Anspruch des sittlichen Gewissens auf sein Recht im Weltall. Was diese Frage bedeutet, sieht man erst, wenn einem die ungeheure Paradoxie des sittlichen Bewußtseins aufgegangen ist. Ganz umklammert von sachlichen, unpersönlichen Naturgewalten, scheinbar ein harmloses, bedeutungsloses, wehrloses Anhängsel der Naturwirklichkeit, das durch einen Nadelstich in eine bestimmte Gehirngegend erledigt werden könnte, erhebt das sittliche Bewußtsein den erstaunlichen Anspruch, daß es mehr wert sei und mehr zu sagen habe, als der gesamte Mechanismus der Natur, in dem es steht. Wie kommt das Gewissen dazu, die ganze nach allgemeinen Gesetzen bestimmte Wirklichkeit, die wir „Natur“ nennen, als bloßes Mittel zum Zweck zu behandeln; das ganze Dasein als eine Vorstufe zum Wertsein im Lichte des Sittlichen?

Denn mit derselben Souveränität, mit der das logische Gewissen den falschen Gedanken in das Gebiet der Wertlosigkeit, Ungültigkeit, Nichtigkeit verweist, obgleich der falsche Gedanke genau so gesetzmäßig am Naturprozeß des Gehirns entstanden ist, wie der richtige, — mit derselben stolzen Ueberlegenheit weigert sich das sittliche Gewissen, der Naturnotwendigkeit das letzte Wort zu lassen und behauptet sein Recht auch dann, wenn es von der Naturgewalt überrannt und zu Boden getreten wird.

Ist dieser Anspruch des sittlichen Bewußtseins auf Bedeutung und Herrschaft Illusion, Größenwahn, Unsinn — oder hat er Sinn? Das Gewissen redet gegenüber der Natur *ὡς ἐξουσίαν ἔχων*, „wie einer der Vollmacht hat“ (Mark. 1, 22). Welches ist die Macht, die ihm diese Vollmacht erteilt?

* * *

Die Natur, der Mechanismus der gegebenen Wirklichkeit, kann es nicht sein; die Natur bestreitet ja das Recht des Gewissens aufs heftigste und lähmt ihm Mut und Kraft. Wie soll sie ihm Vollmacht geben? Die Schutzmacht des Gewissens kann nur eine geistige Macht sein. Ist es die menschliche Gesellschaft? Aber sie ist ja als sittliche Gemeinschaft mit ihrem Lebensanspruch selber in dieses Problem verwickelt. Sie ist selbst nichts Letztes; wie soll sie dem Gewissen den letzten Halt geben?

Oder die Wissenschaft? Sie, die von hoher Warte aus den Werdegang der Menschheitsbewegung überschaut, gilt Vielen mit ihrem herrlichen System fester, unumstößlicher Gesetze als sicherer Untergrund des ganzen Lebens, also auch des sittlichen Lebens. Sie scheint durch ihre allgemeine geistige Bemeisterung der Natur ein wohlerworbenes Recht zu haben, auch dem sittlichen Bewußtsein das stolze Gefühl der Ueberlegenheit über den Naturablauf zu geben. Und daß wissenschaftliche Einsicht auch für das sittliche Leben wertvoll sein kann, indem sie irgendwie Klarheit schafft, läßt sich nicht bezweifeln. Wie wichtig ist es z. B., wenn Biologie und Soziologie auf die Unentbehrlichkeit altruistischer Regung und Betätigung hinweisen! Aber zuletzt handelt es sich doch im sittlichen Leben nicht bloß um Denken, sondern um Kraft. Kann wissenschaftliche Einsicht die wirklich verleihen? „Wissenschaft vermag dem wirklichen . . . Leben nicht das Geringste zu geben, was es nicht bereits hat“ (H. Rickert). Ja, ist es nicht vielmehr so, daß die Wissenschaft mein sittliches Denken und Handeln zu einem bloßen Geschehen macht und machen muß? Indem sie mir den gesetzlichen Zusammenhang alles Geschehens bis in die Gehirnfunktionen zeigt, muß sie mir die restlose Bedingtheit und Relativität meines Pflichtbewußtseins zeigen und dadurch schwankend und zweifelhaft machen. Wie soll der sittliche Wille aus solcher Relativierung und Zerfaserung Kraft gewinnen?*) Die Wissenschaft, die es mit dem berechenbar Wirklichen zu tun hat, weiß nichts von Freiheit und Verantwortlichkeit; sie darf sie nicht anerkennen. Denn in dem Ursachenzusammenhang, den die Wissenschaft aufzudecken hat, darf es keine Lücke geben. Sie würde sich selbst aufgeben, wollte sie in ihrem System der Notwendigkeiten irgend eine Freiheit zugeben. Sie sucht und muß suchen, jede Spannung zu lösen. Darin liegt die Stärke der Wissenschaft. Aber diese Stärke bedeutet Schwächung und Gefahr für den sittlichen Willen. Denn der lebt von großen Spannungen. Friedrich Nietzsche ist es gewesen, der auf die Schwächung des Willens durch das Wissen hingewiesen hat. Und August Sabatier sagt mit Recht: „Je besser und umfassender ich die Gesetze der Welt verstehe, um so weniger erkenne ich den Grund zu leben und zu handeln.“

---

*) Emile Boutroux, der allverehrte Präsident des Kongresses, sagt einmal: „Nie wird die Wissenschaft, was auch die sagen mögen, die sie mit dem Gelehrten verwechseln, dem Menschen Beweisgründe liefern können, sich unterzuordnen und sich aufzuopfern.“ (Wissenschaft und Religion, S. 218.)

Das ist keine wissenschaftliche Ketzerei. Man kann das sagen bei leidenschaftlicher Liebe zur Wissenschaft. Nein, es ist Pflicht, es zu sagen, sobald es einem im sittlichen Kampfe unumstößlich gewiß geworden ist. Wissenschaft kann aber schon deshalb nicht das letzte Fundament des Sittlichen sein, weil die Wissenschaft selbst auf sittlichem Grunde ruht und jeden Augenblick über sich selbst hinausweist ins Unendliche, wo ihre Kompetenz zu Ende ist. Denn sie hat es ausdrücklich nur mit dem Endlichen, Bedingten zu tun, während das Sittliche seine eigentliche Kraft nur in der Sphäre des Unbedingten entfalten kann. Wie soll das seinem Wesen nach Relative dem Drängen nach Unbedingtheit Kraft geben? Wissenschaft ist nie etwas Letztes, immer etwas Vorletztes und kann darum nicht letzter tragender Grund des sittlichen Bewußtseins sein.

Aber wenn wir die Wissenschaft recht verstehen, wird sie uns zum Wegweiser. All ihr Sehnen geht auf Wahrheit, auf einen letzten transszendenten Wert, der nicht in den Dingen selbst, sondern in einer andern Sphäre der Wirklichkeit verankert ist. Auf diese ihre letzte tragende Wirklichkeit verweist uns die Wissenschaft an ihres Daseins Grenzen.

Wir können hier nicht von den Versuchen reden, das Aesthetische zum Fundament des Sittlichen zu machen. Daß das in ernster und würdiger Weise geschehen kann, dafür bürgt schon der Name Schillers. Aber haben wir nicht zuletzt den Eindruck, es heiße der Majestät des sittlichen Gebotes zu nahe treten, wenn man seine Geltung zur — Geschmackssache macht? Wir müssen tiefer. Wir müssen nach der letzten entscheidenden Macht in der geistigen Welt überhaupt fragen.

* * *

Wirklichkeit, unzerstörbare, unerschütterliche Wirklichkeit muß es sein, was dem sittlichen Bewußtsein den letzten festen Halt geben kann. Wenn das Gewissen sich nicht auf Wirklichkeit stützen kann, muß es zuletzt zusammenbrechen. Aber welche Wirklichkeit ist die entscheidende? So müssen wir fragen, denn das Ganze der Wirklichkeit ist ein abgestuftes Reich schon im menschlichen Mikrokosmos. Wir sehen es deutlich in dem einfachsten sittlichen Urteil.

Wenn ich z. B. sage: Zucht ist schlechthin besser als Unzucht; Wahrhaftigkeit besser als Heuchelei, — so sind in solchem Urteil die drei Stufen der Wirklichkeit ineinander. Die unterste Wirklichkeit, die in der Tatsache des Sprechens als Komplex physiologischer Erscheinungen existiert; die zweite Wirklichkeit, die in dem psychologischen Vorgang des Denkens geschieht, und eine dritte Wirklichkeit völlig andrer Art: der Sinn des Urteils, der an den beiden unteren Wirklichkeiten haftet, aber sui generis ist und weder existiert, noch geschieht, sondern eine besondere Wirklichkeitsform hat, die Form des Geltens, des schlechthinigen Wertseins. Diese Wirklichkeit des Sinnes im ausgesprochenen oder gedachten sittlichen Urteil ist von souveräner, beherrschender Art. Nur um dieses Sinnes willen sind die physiologische und die psychologische Wirklichkeit überhaupt da. In diesem „Etwas", das nur dem sittlichen Bewußtsein leuchtet, in diesem alles Andre tragenden und durchleuchtenden Sinn des Urteils offenbart sich eine ganz eigenartige, verborgene geistige Macht und Herrlichkeit, die höchste, letzte, mächtigste Stufe der Wirklichkeit, die der Grieche den „Logos" nennt. Er ist ein Funke aus einer überaus königlichen, mächtigen Sphäre, die alles andre erst hervorruft, und ohne die alles nichtig ist. Das heißt auf den Makrokosmos übertragen, in dem der Mikrokosmos des Menschen ein organisches Glied ist: der Logos, der „Sinn" ist die eigentliche Wirklichkeit, die Wirklichkeit schlechthin. Er ist es, der die ganze Welt im Innersten zusammenhält. Man nehme einem Satze den Sinn, und er zerfällt in wertlose Laute, so wie es Glasgebläse gibt, die in Staub zerspringen, sobald man die feine Spitze abbricht. Man nehme der geistigen Welt den Logos, und sie sinkt lautlos in sich zusammen. Die letzte, tiefste Macht, die unser ganzes geistiges Leben trägt, ist der Logos der Welt, der aus Naturgesetzen und psychologischen Gesetzen schlechthin unableitbar ist, sondern in sich selbst fest und unerschütterlich ruht. Oder läßt sich Vernunft aus Naturgesetzen erklären? Der Logos ist letzter Wert, letzte Wahrheit, letzte Wirklichkeit in Einem. Ohne ihn ist alles wertlos, unwahr, unwirklich, sinnlos. Ohne die letzte, entscheidende Wirklichkeit ist auch unser sittliches Handeln sinnloses Spiel.

So kann nur der Logos der Welt, der Sinn des Ganzen dem sittlichen Bewußtsein die letzte Vollmacht geben gegenüber der brutalen Gewalt des Tatsächlichen. Nur wenn der Sinn des sittlichen Urteils zu dem Sinn des Ganzen stimmt, ist es ganz geborgen.

* * *

Freilich — hier erhebt sich von Seiten mancher Agnostiker ein scharfer Einwand. Man nennt es unwissenschaftlich und töricht, vom Sinn der Welt zu reden. Das Ganze sei eine unübersehbare Tatsächlichkeit jenseits der menschlichen Begriffe von Zufall und Zweck, und alles Spekulieren über den Sinn des Ganzen sei Unsinn, grenzenlose Anmaßung winziger Wesen auf diesem winzigen Planeten. Der Sinn der Welt ist, sagt man, wenn es einen gibt, unerkennbar und geht uns garnichts an. Es ist kindisch, sich im nachkopernikanischen Zeitalter noch einzubilden, wir stünden im Mittelpunkt des Alls, dieser unendlichen Welt.

Aber grade die Unendlichkeit der Welt gibt uns das Recht. Denn in einer unendlichen Welt ist ja überall Peripherie und überall Mittelpunkt. Und der Mittelpunkt der Welt, die uns angeht, ist tatsächlich da, von wo aus diese Welt gedacht wird. Wir kennen keine andre Welt, als die unserm Bewußtsein gegeben und aufgegeben ist. Die letzte Urtatsache, um die sich alles dreht, ist und bleibt auch nach dem Kopernikanischen Umschwung das Ich im Universum.

Merkwürdigerweise wird der Zweifel an dem letzten Rechte der menschlichen ratio, nach dem Sinn des Ganzen zu fragen, besonders lebhaft in den Kreisen der modernen „Rationalisten" (vor allem in England) vertreten. Allein, wer an die Vernünftigkeit des Ganzen nicht glauben will, von dem er selbst ein organischer Teil ist, mit dem er durch kosmische, allgemeingültige Gesetze verbunden ist, der kann auch nicht an die Vernünftigkeit des menschlichen Denkens glauben, kraft deren er urteilt; er macht die Vernünftigkeit seines eigenen Zweifels zweifelhaft, nimmt sich also letzlich selbst nicht ernst und entbindet darum die Andern von der Verpflichtung, ihn schlechthin ernst zu nehmen. Die Tatsache, daß in der Bewegung der Weltkörper dieselben Gesetze erkennbar sind, wie in den Bewegungen unserer Blutkörperchen, zeigt deutlich, daß wir einem Organismus angehören, in dem Ordnung, Gesetzmäßigkeit ist. Gesetze kennen wir aber nur als Aeußerungen der Vernunft, und „Ordnungen, die sich selber tragen, gibt es nicht". Und wenn man uns auf das Menschliche dieser Begriffe hinweist, so antworten wir wie Goethe: „wir wissen überhaupt von keiner Welt als in Bezug auf den Menschen". Die leidenschaftlichen Gegner des Zweckgedankens in der Weltanschauung übersehen, daß dieser Kampf nur für die naturwissenschaftliche Methode Recht hat. So lange aber ein Mensch noch wahr und falsch unterscheidet, so lange gibt er zu, daß sein Reden und Denken und auch sein Kampf gegen den Zweck in einer umfassenden — Zweckordnung steht. Auch wer den Sinn des Ganzen bestreitet, setzt den Sinn des Ganzen voraus . . .

* * *

In dem letzten Sinn des ganzen geistigen Daseins muß auch das sittliche Dasein verankert sein, wenn es selber Sinn, Haltung und Halt haben soll. Aber die formale Wahrheit darf nicht allein bleiben. „Das reine Denken ist ein großer Irrtum. Wir brauchen Anschauung und Empfindung" (Rudolf Hildebrand). Wir dürfen nicht vergessen, daß es auch im Sittlichen keinen übergeschichtlichen Standort gibt, sondern der Inhalt der sittlichen Vernunft aus der Geschichte kommt.

Nun gibt es im anschaulichen geschichtlichen Dasein eine Erscheinung des Sittlichen, von der man sagen kann, daß sie schlechthin gilt und einen unbedingten Wert behauptet. Wir nennen sie Güte, persönliche Güte. Schopenhauer sagt einmal von ihr: „Güte des Herzens ist eine transszendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung

der Dinge an und ist mit jeder andern Vollkommenheit inkommensurabel . . . Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie und ebenfalls die Schönheit überstrahlt und verdunkelt durch die Güte des Herzens." — Das ist der Ausdruck reiner Begeisterung, und „in der Begeisterung erkennt die Vernunft erst ganz", d. h. es gibt Wahrheiten, die mit kalter Ueberlegung überhaupt nicht zu fassen sind, ja Shaftesbury nennt den Enthusiasmus, die Leidenschaft für das Gute, die Grundlage alles Philosophierens.

Aber Güte könnte ja eine schöne Seifenblase sein, die ein paar Augenblicke entzückt und dann in einem armseligen Tropfen endigt! Ein schönes Phosphoreszieren der Menschheit ohne inneren Zusammenhang mit dem Weltgrunde. Wie kommen die beiden zusammen: die reine Güte und der letzte Sinn des Daseins? Sie finden sich ganz spontan, ungezwungen, natürlich. Vor wirklicher Güte verstummt jeder Zwiespalt der Meinungen der Menschen. Sie hat eine so unverkennbare Allgemeingültigkeit, eine solche innere Notwendigkeit für das sittliche Urteil, daß man wohl sagen darf: sie gilt absolut. Unser ganzes Wesen, unsre ganze Vernunft faßt sich ihr gegenüber in ein einziges unbedingtes Ja zusammen, das um so wertvoller ist, je unwillkürlicher es ist. Alle menschliche Vernunft fühlt dem Erlebnis der Güte gegenüber ohne Weiteres: hier bin ich zu Hause. Ist das nicht die Selbstbejahung der Vernunft? Bricht das nicht aus dem Weltgrunde selbst hervor, aus dem Logos aller Dinge und Menschen?

Und wenn menschliche Güte sich beschreiben läßt als eine Macht, die Andern alle Dinge zum Besten dienen läßt, steigt da nicht von selber der Gedanke vom menschlichen Mikrokosmos zum Makrokosmos auf, in dem tatsächlich eine Macht erlebt werden kann, die alle Dinge in den Dienst derer stellt, die sich ihr erschließen? Alle Dinge, — auch Leid, Schuld und Tod! Nur eine Macht, die stärker ist als diese drei, vermag dem sittlichen Bewußtsein den letzten Halt zu geben.

Vor allem handelt es sich hier um die Not der Schuld. Je höher das sittliche Ideal steht, desto mehr muß es den sittlich ringenden Menschen zur Verzweiflung treiben, wenn die letzte Macht nicht bloß fordert, sondern auch gibt und vergibt. Sehen wir doch: es gibt kein Entfalten des sittlichen Lebens, keine sittliche Institution, keine Ehe, keine Familie ohne Vergebung! Das führt zu einer entscheidenden Besinnung: die Naturgesetzlichkeit kann nicht vergeben. Die Wissenschaft auch nicht. Vergeben und dadurch befreien und stärken kann nur persönliche Güte.

Hier scheiden sich die Wege. Es muß schließlich jeder mit sich selber abmachen, ob es angeht, die ewige Vernunft, die unser ganzes geistiges Dasein hebt und trägt, ohne Bewußtsein und Wille, das heißt unter der Linie des höchsten geistigen Lebens zu denken. Ich kann den unaufgebbaren Anspruch meines sittlichen Bewußtseins nur dann verstehen und absolut festhalten, wenn dahinter die bewußte Macht über alle Dinge steht, das ewige Ich, das nicht nur im kategorischen Imperativ spricht: Du sollst . ., sondern mitten im Kampfe und Zweifel, ob es auch gehen wird, im kategorischen Indikativ die geheime aber bestimmte Zusage gibt: „es geht!" So spricht nur ein Lebendiger. Non seulement un Être, mais un Maître.

* * *

Aber soll nun der ganze Gedankengang darauf hinausgehen, daß nur im Theismus wahrhaftige, echte Sittlichkeit möglich sei? Wir antworten mit dem Bekenntnis, daß es religionslose Ethiker, atheistische Vertreter reiner Sittlichkeit gibt, die Tausende von sogenannten Theisten und Christen beschämen. Ich glaube an die reine Sittlichkeit vieler erklärter Atheisten.

Aber ich glaube nicht an ihren Atheismus. Denn wer überzeugt ist, daß hinter dem sittlichen Handeln nicht Laune, nicht Naturnotwendigkeit, sondern ein unbedingtes Sollen steht; — wer überzeugt ist, daß alles Gute, das aus aufrichtigem Willen kommt, irgendwo, irgendwann, irgendwie zum Siege kommen wird, und in dieser Zuversicht handelt, der bekennt damit sein grenzenloses Vertrauen zu einer Allmacht des Guten, die das durchsetzt, was wir nicht können. Der sittlich denkende und handelnde „Atheist" hat in seinem inneren Leben einen Altar mit der Aufschrift: „Dem unbekannten Gotte!". Ihm dient er mit jeder treu erfüllten Pflicht. Denn sittliches Handeln ist Gottesdienst. Woher nimmt der „Atheist" die Kraft zu diesem Dienste? Aus der Wissenschaft? Aus der Aesthetik? Aus dem Nützlichkeitskalkül? Nein. Kraft zum Guten kann nur aus der Macht des Guten selber fließen. Die muß erlebt werden, und sie wird erlebt als die beglückendste Wirklichkeit, die es gibt. Seele kann aber nur durch Seele wahrhaft beglückt werden. . . .

Aber mag man nun die herrliche Macht des Guten persönlich oder unpersönlich oder überpersönlich denken, — sie ist jedenfalls höher als alle menschliche Vernunft und fester als alle Menschengedanken und Naturgewalten. Sie gilt schlechthin, darum kann sie kategorisch und absolut gebieten. Aber es gibt kein Argument wissenschaftlichen Denkens, das einen Menschen hindern müßte, sich der letzten Wirklichkeit durch das Symbol persönlicher Güte zu nahen. (Joh. 14, 9.) Wir denken nicht daran, die Schönheit und Reinheit atheistischer Moral in ihren einzelnen Vertretern zu bezweifeln. Aber ob sie allgemein werden kann, daran zweifeln wir. Die Moral, die von der letzten, persönlichen Quelle durch ein Mißverständnis ferngehalten wird, „gleicht einer dünnen Eisdecke, über die zur Not ein Einzelner gehen kann, die aber unter der Last der Massen . . . zusammenbricht."

Friedrich Theodor Vischer schreibt in den „Kritischen Gängen" (II, 6): „Die Moral sagt: Du sollst. Die Religion: Und ich allein gebe dir die Kraft, zu können, was du sollst. Denn ich allein breche die Selbstsucht. Sie setzt hinzu: Und ich tröste dich, wenn du redlich gewollt hast und dennoch schuldig geworden bist. Die Moral ist Vorschrift, die Religion ist Quelle der Erfüllung, lindert und heilt."

Das ist eine treffliche Lösung unsrer Frage. Nur ist es nicht die Religion, die so spricht. Sondern die gütige Macht über alle Dinge, die wir suchen und Gott nennen. Er wirkt in uns das Wollen und Vollbringen. Ohne ihn können wir nichts tun. Er ist aller Dinge Grund und Ende.

Paul Jaeger

Neunter Internationaler Altkatholiken-Kongreß

zu Köln vom 9.—12. September

Ob und inwieweit eine Berichterstattung über diesen internationalen Altkatholiken-Kongreß den Lesern der Christlichen Welt erwünscht sein mag?

Diese Kirchenbildung, die von dem mannhaften Protest und Widerstreit des Münchener Stiftspropbstes v. Döllinger gegen das Vatikanische Konzil im Jahre 1870 ausgegangen ist, konstituierte sich als die alte, das ist altkatholische und nunmehr romfreie Kirche. Sie fand seiner Zeit die lebhafteste Anteilnahme in allen evangelischen Kreisen; aber diese erlahmte rasch, als die Kirchenpolitik Bismarcks ihr Gunst und Unterstützung entzog, bis zur irrtümlichen Annahme, es sei ein Fehlschlag gewesen, eine aussichtslose Sache geworden. Die altkatholische Kirche hat unter Ungunst der Herrschenden und Gewaltigen fest und treu ausgehalten, viele Bedrängnisse und Nöte ertragen, mancherlei Martyrium erzeugt; und die zuversichtliche Begeisterung, das heldenmütige Durchhalten, die opferbereite Ueberzeugungstreue hat sich von dem ersten Geschlecht der Begründer bis zur Gegenwart vererbt und erhalten.

Ein lebenskräftiges Wachstum der nunmehr längst wohlgeordneten, über ganz Deutschland verbreiteten Gemeindebildung unter einem Bischof für Deutschland, der in Bonn seinen Sitz hat, und eine hohe Bewertung seitens der romfreien katholischen Kirchen des Auslandes bezeugte dieser neunte internationale Kongreß. Er ward abgehalten unter Teilnahme von 12 Bischöfen: Erzbischof Gul von Utrecht, Bischof Spit von Deventer, Prins von Haarlem, Moog in Bonn, Dr. Herzog in Bern, Bistumsverweser Czeck in Warnsdorf (Oesterreich), Bischof Dr. Kowalski in Plock (Polen), Dr. Golembionski in Lodz, Dr. Prosknìewski in Warschau, Dr. Perrin aus Willesdon (Vertreter des Erzbischofs von Canterbury und der ge-

samten bischöflichen Kirche Englands), Dr. Lawrence aus Massachussets, Dr. Hodur aus Straaton (Nordamerika). Dazu zahlreiche altkatholische Geistliche und Laienvertreter aus allen Teilen Deutschlands, der Schweiz, Oesterreichs, Rußlands, Englands, Frankreichs und Amerikas. Die ausländischen Bischöfe sind fast alle im schlichten, schwarzen Rock erschienen, um so mehr erregen die Mariawiten-Bischöfe aus Russisch-Polen in ihrem hellgrauen Mönchshabit mit dem Elfenbeinkreuz auf der Brust durch seine vergeistigte Züge und schlichtes Auftreten allgemeine Aufmerksamkeit.*)

Unter den Ehrengästen, die der Vorsitzende des Ortsausschusses Köln, der altkatholische Pfarrer Bommer begrüßte, befanden sich u. A. Frau Novikow, die Schwester des bekannten russischen Generals Kerijew, der sehr viel für die Wiedervereinigung der russischen Kirche mit den andern nationalen Kirchen getan hat; Staatsrat Lodygewsky, Vertreter des Heiligen Synod in Petersburg; Probst Jackschitsch, Vorsteher der Kaiserlich russischen Gesandtschaftskirche in Dresden; Pfarrer Bollet aus Paris, Vertreter der altkatholischen Kirche Frankreichs; Pfarrer Rambaud, Vertreter der Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums in Berlin. Viele evangelische Geistliche waren zugegen, am letzten Tage auch der Generalsuperintendent der Rheinprovinz Dr. Klingemann. In ihren Ansprachen drückten die Gäste ihre Geistesgemeinschaft mit der altkatholischen Sache aus und die Hoffnung auf immer innigere Verbindung.

Jeder der drei Kongreßtage ward mit einem Gottesdienst in der neuen, schönen altkatholischen Kirche eingeleitet, der trotz der frühen Stunde, morgens 8 Uhr, stets sehr zahlreich besucht war und jeder in seiner besondern Ausprägung eindrucksvoll verlief. Der erste war schlicht als Eröffnungsgottesdienst gedacht, der zweite als Trauer- und Gedächtnisfeier für die heimgegangenen führenden Kämpfer und Märtyrer, während der dritte, zu dem die Bischöfe und altkatholischen Geistlichen in ihrem Ornat erschienen, (die Messe wurde von dem Erzbischof Dr. Gul von Utrecht zelebriert) ein besonders feierliches Gepräge trug.

Leuchtete die Tendenz dieses Altkatholikenkongresses schon aus seinem Namen hervor, international zu sein, internationale Beziehungen und Verbindungen zu stärken, so erwies sich diese Abzweckung erreicht in der Teilnahme so vieler Würdenträger des Auslandes und erfüllte sich in den Verhandlungen, die vorzugsweise in diesem Sinne geführt wurden. Das erste Referat gipfelte in dem Antrag:

„Der Kongreß empfiehlt den romfreien katholischen Kirchen die Internationale Kirchliche Zeitschrift in Bern." Sie ist die Fortsetzung der im Jahre 1892 vom internationalen Altkatholikenkongreß in Luzern gegründeten Revue internationale de théologie. Sie verfolgt den Zweck, den romfreien katholischen Kirchen und Bewegungen als Organ zu dienen für wissenschaftliche Behandlung theologischer und kirchlicher Fragen, sowie für dokumentierte Berichterstattung über die kirchlichen Vorgänge der Gegenwart. Sie soll dem Problem der Union, der Verständigung unter den Völkern dienen, insbesondere zwischen der anglikanischen und bischöflich amerikanischen Kirche einerseits und den orientalischen Kirchen andererseits mit dem Leitmotiv, a. keine Proselyten zu machen, b. die dogmatischen und wissenschaftlichen Fragen international auszutauschen und auszugleichen, c. Verständigung anzubahnen zwischen Altkatholizismus und Protestantismus nur unter dem Gesichtspunkt, daß 1. die Wege des Altkatholizismus nicht über Wittenberg führen, 2. daß es nicht nötig ist, sich Rom zu beugen.

Das Programm wird unterbrochen durch eine längere Ansprache des Bischofs Dr. Perrin, der abreisen muß. Er verliest seine Rede in deutscher Sprache; ich versuche sie kurz zu skizzieren:

Er sei als Vertreter des Erzbischofs von Canterbury zu dem Kongreß gekommen und überbringe dessen herzlichste Grüße und Segenswünsche. Der Erzbischof freue sich der Abendmahlsgemeinschaft zwischen der anglikanischen und der altkatholischen Kirche und erkenne in dieser Kirchenbildung eine Reformation der katholischen Kirche, deren Bestreben dahin gehe, das Christentum der ersten christlichen Jahrhunderte wiederherzustellen. Wenn die Anfänge der altkatholischen Kirchenbildung auf viele Schwierigkeiten gestoßen seien, noch viel und lange für sie zu kämpfen und zu ringen erforderlich sein werde und sie zur Zeit noch klein sei, so sei auch die anglikanische Kirche einmal klein gewesen, nun aber gäbe es in der Welt mehr als 300 anglikanische Bischöfe; aus kleinen Anfängen ein großes Wachstum! So möge auch die altkatholische Kirche nicht bange sein.

In der anglikanischen Kirche gebe es viele Sekten, welche Entwickelung er sehr bedauere, indes hoffe, daß die verirrten Schafe wiederkehren würden. In der anglikanischen Kirche gebe es nicht verschiedene Kirchen oder Konfessionen, sondern mehrere Richtungen, wie die hochkirchliche, die niederkirchliche, die scholastische! Er hoffe mit der gesamten anglikanischen Kirche, in volle Kirchengemeinschaft mit der altkatholischen Kirche zu gelangen. Hoffe, daß der Tag kommen werde, wo alle Kirchen eins seien, ein Hirt und eine Herde werde.

*) Vgl. 1910 Nr. 24—27: Die mariawitische Bewegung im Königreich Polen. D H

Es wurde alsbald noch eine Reihe von Rednern zum Wort zugelassen. Als erster Staatsrat Lodygewsky (Petersburg) als Vertreter des Heiligen Synod und seines Präsidenten, des Oberprokureurs Wladimir. Seine Ansprache gipfelt in der Hoffnung, daß die völlige Vereinigung der orthodoxen russischen Kirche und der altkatholischen zur wahren freien christlichen Kirche nahe sei. Auffallend war, welch großes Selbstbewußtsein und hohe Befriedigung mit seiner Kirche von 90 Millionen Gläubigen sich aus diesem Munde kundgab. Sie gründete sich darauf, daß diese große Kirche nichts von den Schwächen und Nöten der römischen Kirche durch Trennung und Abfall erfahren oder erlitten habe; für die Nöte und Unruhen innerhalb seiner Kirche (Dostojewski, Tolstoi, Sekten!) schien er keine Empfindung, kein Bewußtsein zu haben: „Wir haben alles: wir haben das Evangelium, wir haben das Christentum der ersten Jahrhunderte, wir haben den (rechten) Glauben und die Gläubigen, wir haben eine Hierarchie von den Aposteln abstammend, wir haben nichts von dem verfälschten Kirchentum der (neu) römischen Kirche. Kurz, wir haben Alles."

Auch in dem zweiten Vortrag des Rev. Allard Way vom Pusey-House in Oxford herrschte die internationale Note. Sein Thema war „Autorität und Freiheit in der anglikanischen Kirche". Er sagte unter Anderm:

Der Anglikanismus ist katholisch. Von dem, was katholisch ist, ist durch die Kirchentrennung nichts aufgegeben und eingebüßt. Die Kirche ist der Leib Christi. Diesen Leib lebendig zu erhalten ist die Aufgabe.

Die Sakramente sind die Uebermittelung des Lebens Christi an die Einzelnen.

Wie kann die Freiheit des Individuums mit der Autorität des katholischen Lehrsystems bestehen? Antwort: die Autorität der Kirche hat nur den einen Zweck, darf ihn nur haben, das Individuum mit Christus in Verbindung zu bringen und in Verbindung zu halten.

In der anglikanischen Kirche unterscheidet man zwischen solchen Lehren, die grundlegend sind (Symbole der ungeteilten Kirche) und Lehrmeinungen, die aus diesen hervorgegangen sind (Dogma von der Infallibilität an usw.).

An den Grundlehren der katholischen Kirche halten wir fest, die Lehrmeinungen sind strittig.

Eine Diskussion wird abgelehnt. In dem nun folgenden Referat des Herrn J. Sützli (Zürich) zu dem Antrage: „Es soll eine Kommission ernannt werden mit dem Auftrag zu prüfen, wie die regelmäßige Abhaltung der altkatholischen Kongresse und die Ausführung der Kongreßbeschlüsse gesichert werden" wird ein wichtiger Punkt der Organisation behandelt. Bei dem Wechsel der Kongreßorte nach Ländern habe sich seither der Mangel ergeben, daß wohl wichtige Beschlüsse und Resolutionen gefaßt worden seien, deren Ausführung aber nicht kontroliert, noch weniger gesichert gewesen sei. Es empfehle sich daher eine permanente internationale Kommission, die die gefaßten Beschlüsse überwacht und über deren Ausführung dem folgenden Kongreß Bericht erstattet. Eine Kommission von 9 Mitgliedern wird gewählt und konstituiert sich. Sie konnten am andern Morgen ein Statut mit 18 Paragraphen vorlegen, das nicht nur einstimmige Annahme fand, sondern nicht endenwollenden Beifall und Jubel auslöste. Damit ist den künftigen Kongressen ein festes und gesichertes Fundament zur Förderung der internationalen Beziehungen gegeben: eine neue Utrechter Union aller romfreien Kirchen ist in Sicht.

Der zweite Tag brachte zunächst den Antrag auf Gründung eines internationalen romfreien Missionsvereins; Referent Pfarrer Dahler, Schaffhausen. Wie warm dieser Antrag auch empfohlen

wird, wie einschlagende Gründe in der anschließenden Diskussion geltend gemacht werden, und trotzdem der Vorsitzende des Ortsausschusses die Einladung eines Bischofs aus dem Kaplande mit Zuweisung eines Missionsgebietes für die Annahme einsetzen kann: es erweisen sich die Bedenken gegen die Aufnahme eines so gewaltigen neuen Arbeitsfeldes mit den vorhandenen Kräften und Mitteln der Altkatholiken doch als stärker, so daß die Beschlußfassung bis zum nächsten Kongreß zurückgestellt wird. Ausschlaggebend war der Hinweis, daß die altkatholische Mission den Anschluß an die großen Missionskirchen werde suchen müssen und daß sie dadurch Gefahr laufe, mit ihrer Sonderart zu kurz zu kommen.

Auf den Höhepunkt der ganzen Tagung führte der Vortrag des Professor D. Keußen (Bonn) mit dem Thema: „Katholizismus, Modernismus und Philosophie." Im wahrsten Sinne des Wortes mutete die Ausführung modern an. Der Redner weist auf die Enzyklika Pascendi hin, die gegen den Modernismus, gegen moderne Bibelkritik und Religionsphilosophie gerichtet ist und die Lehre des Thomas als allein maßgebend vorschreibt. Er stellt die Frage: Liegt es im Interesse der katholischen Kirche, sich auf Thomas zu beschränken? Thomas selbst hat den Aristotelismus mit der christlichen Lehre verschmolzen; seine Lehre war ein philosophisches System, das mit der christlichen Wahrheit nicht gleich gesetzt werden kann; von Clemens an haben die Väter der alten Kirche sich den Schatz der Philosophie zu nutze gemacht. Bei Clemens findet sich der Satz: Die naturgemäß gelebt haben sind Christen, auch wenn sie Atheisten sind; Augustin beruft sich auf Seneca. Was unterscheidet Thomas von den Kirchenvätern in der Benutzung der Philosophie? Welchen Vorzug hat, wodurch verdient er als Einziger unter den Scholastikern das Placet? u. s. w.

Die römische Kirche kenne nur Argwohn und Mißtrauen gegen die philosophische Wissenschaft, nehme keinen Antrieb noch Fortschritt von der Wissenschaft an. Schon die Scholastiker waren Modernisten und die alte Kirche habe sie aufgenommen. Die römische Kirche handle gegen das Wort: Laßt beides mit einander wachsen bis zur Ernte! Aufgabe des Katholizismus sei es, der Wissenschaft mit aufgeschlossenem Geist gegenüberzustehen. Dieser Aufgabe entziehe sich die römische Kirche, während die altkatholische, getreu den Vätern in der alten Kirche, dieses Bestreben erweise. — Gewiß machte sich bei aller Entschiedenheit des Bekenntnisses zum Recht freier Forschung und Kritik für unsereinen immerhin ein Abstand bemerklich, weniger in sachlicher Beziehung als formell, in gleichsam zaghafter Fragestellung, in die gewisse Leitsätze eingekleidet waren; in dem, was deutlicher, kräftiger, bestimmter hätte ausgedrückt werden können, auch in dem, was vermißt werden konnte. Aber das Ganze Fleisch von unserm Fleisch und Geist von unserm Geist. Eine Diskussion wurde nicht beliebt.

Von den folgenden Reden möchte ich noch die des Bischofs Prins von Haarlem anführen über das Thema „Welches war der Beweggrund, daß wir Nicht-Altkatholiken zum Altkatholiken-Kongreß gekommen sind?" Antwort: Es ist der Glaubenssatz: ich glaube an eine Gemeinschaft der Heiligen. Dieser Glaubenssatz bezieht sich nicht, in seiner Anwendung eingeengt, auf die Gemeinschaft mit den Altkatholiken allein; wir erstreben, erhoffen eine Einheit der gesamten christlichen Kirche. Keine der bestehenden Kirchen hat die Wahrheit! Wir erkennen eine Verwandtschaft unter den anglikanischen, russischen usw. Kirchen; aber die Kirche Christi gleicht einem kümmerlich zerteilten Kleide. Man müsse Institutionen errichten, um die Kirchen zu vereinigen nach dem Wort des Herrn Joh. 17, 11. — Geistlicher Rat Gatzenmeier (München) sprach über das Thema „Döllinger und die neuen Dogmen seit 1870" scharf pointiert mit vielen Schlagworten und Zitaten: Döllinger gehorchte der gebietenden Stunde. — Pfarrer Meier (Olten), der nach meiner Schätzung etwa die Stellung in der alten katholischen Kirche einnimmt, die Meyer-Zwickau im Evangelischen Bunde hatte, behandelte das Thema: Pius X. hat den Altkatholizismus (mit seinen neusten Enzykliken) gerechtfertigt. Seine Ausdrucksweise war stellenweise recht drastisch.

Nebenher gingen am zweiten Verhandlungstage allerlei Veranstaltungen und Beratungen, z. B. des Presse- und Schriftenvereins, der Frauenvereine, der Jungmannschaften, der Hilfsvereine und andere.

Wohltuend, nein, geradezu bestrickend war das Zusammensein durch die entgegenkommende Freundlichkeit Aller gegen Alle, gleichviel ob bekannt oder unbekannt. Kein befremdendes sich Abschließen gesonderter Kreise, kein Fragen oder Werten nach Stand oder Amt. Die Bischöfe verkehrten und unterhielten sich in gemütlicher Weise ohne Unterschied mit allen Teilnehmern, wie sie der Zufall zusammenbrachte.

In den geschlossenen Versammlungen mochte wechselnd eine Anzahl von 150—250 Teilnehmern zur Stelle sein, auf den gemischten Abenden über 400 Personen.

Der Besuch reut mich nicht. Ich fand da eine lebensvolle, lebensfrohe, hoffnungsvolle und viel versprechende Gemeinschaft, die vielleicht in Zukunft noch mancherlei Ueberraschungen bringen wird. Norgall

---

Liebesarbeit in den Balkankriegen

2

Aber größer noch als die Not der Verwundeten war das Elend der türkischen Flüchtlinge, die, als das türkische Heer im Rückzug war und das Morden der Komitatschis begann, als die bulgarische Bevölkerung sich erhob, aus ganz Mazedonien und Thrakien in den Städten Salonik und Konstantinopel Zuflucht suchten. Dort sind es über 50 000, hier über 150 000 Menschen gewesen. In den Moscheen, in Hans,*) in verlassenen Häusern und Ställen, zum Teil unter freiem Himmel, oft nicht einmal durch eine Zeltwand geschützt, haben sie Wochen und Monate lang zubringen müssen. Für sie ist das Mitleid der ganzen zivilisierten Menschheit wach geworden. Was nach Salonik geflüchtet war, kam bald unter griechische Verwaltung, und es wird ein Ehrentitel der griechischen Regierung bleiben, daß sie für diese Flüchtlinge mit großer Treue und mit großen Opfern gesorgt hat. In den ersten Tagen, ehe noch die griechischen Verwaltungsorgane zu arbeiten imstande waren, hatte private Wohltätigkeit sich ihrer angenommen. Ein Komitee unter dem Protektorat der Königin Olga und unter dem Vorsitz einer Frau Hadji Lazaro geb. v. Stein begann mit der Brotverteilung für die vielen Tausende und hat im Lauf der fünf Monate über 450 000 Franks verausgabt und gegen 1 160 000 Brote verteilt. Die Mittel stellte zum größten Teil die griechische Regierung, die gern die freiwillige Helfertätigkeit des Komitees weiter in Anspruch nahm. Viel Beihülfen sind aus Holland, der Schweiz, Frankreich und Amerika geflossen, verhältnismäßig wenig aus Deutschland, dessen Großindustrielle und Banken allerdings bedeutende Summen dem Roten Kreuz und dem Roten Halbmond zur Verfügung gestellt hatten.

Ein internationales Herrenkomitee unter dem deutschen Instrukteur v. Andersen und dem englischen Sanitätsobersten Radciff gründete vor der Stadt ein Zeltlager, wo 7000 Flüchtlinge den Winter hindurch Pflege fanden, und hat im Lauf des Winters über 300 000 Franks für seine Arbeit verausgabt.

In Konstantinopel haben die verschiedenen Botschaften und die Abteilungen des Roten Kreuzes viel zur Linderung der Hungersnot getan. Die kleine Schweiz hat dort über 150 000 Franks aufgebracht, und die englische Botschafterin Lady Lowther hatte in kurzer Zeit 20 000 Pfund Sterling zur Verfügung. Der Rote Halbmond richtete Asyle und Hospitäler für die Flüchtlinge ein. Hier konnte die Regierung auch bald mit dem Transport der Flüchtlinge nach der Ebene von Konia in Anatolien beginnen, wo die Bewässerungsanlagen der Anatolischen Bahn, durch die große Gebiete anbaufähig gemacht sind, eben vollendet waren.

Verhältnismäßig spät regte sich die islamische Welt. Von Aegypten her war es der Khedive, dessen Familie aus der Hafenstadt Kawalla stammt, der wiederholt hierhin Schiffsladungen Mehl und für die Flüchtlinge in Salonik Schiffsladungen von

*) Türkische Gasthöfe.

Kleidern und Lebensmitteln gesandt hat. Ebenso hat der ägyptische Rote Halbmond für die Flüchtlinge des Zeltlagers bedeutende Summen gespendet. Sogar von Indien her sind von den Muhammedanern größere Gaben gekommen, ja eine Ambulanz des indischen Roten Halbmonds hat lange Zeit in Konstantinopel gearbeitet.

Der Rote Halbmond unterhielt den Winter über in Salonik ein Hospital. Erst im Frühjahr, als die Kriegsoperationen beendet waren, begann er zusammen mit den Organen der türkischen Regierung eine größere Hilfsaktion mit bedeutenden Geldmitteln. Es galt, die Türken, die nicht in Europa bleiben wollten, nach Asien hinüber zu schaffen und für die Unzahl von Beamten, die Monate hindurch ohne Gehalt in den kleinen Städten saßen, und für die Trümmer des Heeres, die jetzt nach Monastir und Valona gelangten, zu sorgen. Lokalkomitees aus Europäern und Türken haben ihre Verpflegung und ihren Transport nach Smyrna und Konstantinopel in die Wege geleitet. Es ist das vielleicht das Ergreifendste von all der Not des ganzen Krieges gewesen: ein ganzes Volk auf der Flucht, ein Volk ohne Heimat. Man fühlte sich zurückversetzt in die Tage der Völkerwanderung. Familien auseinander gerissen, Männer und Frauen, die von einander nichts wissen und sich wohl nie im Leben mehr finden, Kinder, die ihren Eltern abhanden gekommen sind und sie nie wieder sehen.

Von den Flüchtlingen in Salonik ist mit dem Monat April ein Teil wieder in die verlassenen Dörfer zurückgekehrt. Die griechische Regierung ließ in ihrem Gebiet ihnen allen Beistand zu teil werden. Auch die Serben haben ihnen die Rückkehr gestattet und Sicherheit garantiert. Auf bulgarischem Gebiet, wo das Treiben der Komitatschis weiter anhielt, ist trotz aller offiziellen Dementis die Lage der Zurückgebliebenen und Zurückkehrenden immer sehr schwierig gewesen. Viele sind den Massakres des zweiten Krieges zum Opfer gefallen. Wahrscheinlich ist, daß der größere Teil der noch in diesen Gegenden vorhandenen Türken nach Asien geht, sobald sie ihren Landbesitz verkauft haben. Sie haben selber den Eindruck, daß hier im Balkan ihres Bleibens nicht mehr sein kann. Der Türke ist ein Fremdling in Europa geworden.

Was es sonst von Nationalitäten gab, die durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen waren, hat durch seine religiösen Organisationen für die betroffenen Glieder gesorgt. Mazedonien ist ein an Juden reiches Land. Salonik ist eine Judenstadt par excellence. Hier sind sie aus Spanien nach den Judenverfolgungen im fünfzehnten Jahrhundert eingewandert und sind heute der Hauptteil der Bevölkerung, etwa 100 000 Seelen stark. Sie haben heute noch altspanische Tracht und Sprache. Man nennt sie Spaniolen. Unter ihnen gibt es Großfinanziers und Welthäuser und unendlich viel Arme, die unter den denkbar niedrigsten sozialen Verhältnissen leben. Für diese sorgen dauernd der „Hilfsverein der deutschen Juden" und die Alliance israelite. Im ersten Kriege sind im Innern durch Plünderung viele Spaniolen in Not gekommen, und viele Familien hatten ihre Söhne und Männer für den Krieg hergegeben. Für die unter ihnen entstehende Not in Salonik, Uesküb, Strumnitza und anderwärts sind von der Judenschaft aus Europa große Mittel geflossen. Ihr religiöses Haupt, der Großrabbiner von Salonik, der hier einer der Großwürdenträger ist, hat viel für die Linderung der Not, für die Befreiung der gefangenen Spaniolen und nicht zuletzt für die Anbahnung eines guten Verhältnisses der Judenschaft zur neuen Regierung — es bestand zuerst ein wohl gegenseitiges Mißtrauen — zu tun gehabt.

Im türkischen Heer gab es viel Armenier. Sie wurden, weil sie Christen waren, als Kriegsgefangene sofort entlassen. Aber nun kümmerte sich Niemand um sie. Für sie ist die kleine armenische Gemeinde eingetreten und hat sie ernährt, ihnen Arbeit verschafft und sie nach Anatolien zurückgeschafft.

Noch hielt die Arbeit für die türkischen Flüchtlinge an, noch gingen immer neue Schiffstransporte von Muhammedanern nach Anatolien, da brach der zweite Krieg aus. Und die Metzeleien der Bulgaren in Negrita, Serres, Doxato hatten zur Folge, daß tausende von griechischen Bauern mit ihren Familien sich nach Salonik flüchteten. Sie wurden von der griechischen Regierung ernährt und konnten bald in ihre Dörfer zurückkehren. Für die Zehntausende der Obdachlosen aus Serres und Umgegend hat die griechische Regierung zusammen mit privater Wohltätigkeit mit Energie und Umsicht gesorgt. Aber je länger je mehr erwächst ihr eine Riesenaufgabe. Aus den an Bulgarien gefallenen Distrikten von Djumaja, Menlik, Petritsch, Strumnitza und aus Thrakien verlassen Griechen wie Türken zu Zehntausenden ihre bisherige Heimat. Sie haben genug bulgarische Greuel gesehen. Sie verbrennen ihre Häuser, ihre Kirchen und Schulen, ihre Moscheen. Als Einöde wollen sie das Land den Bulgaren lassen. Und mit ihrer ganzen beweglichen Habe machen sie sich auf und ziehen in die neuen griechischen Gebiete und bitten um Land. Es wäre ja die beste Lösung der Balkanfrage, wenn das Gewirre der Nationalitäten sich trennte und alle Griechen auf griechisches, alle Bulgaren auf bulgarisches Gebiet zögen. Auf griechischer Seite scheint dieser Prozeß sich anzubahnen. Ja, durch das Griechentum der ganzen Erde scheint ein großes Sichsammeln vor sich zu gehen. Von den nach Amerika ausgewanderten erwartet man eine große Rückwanderung nach Mazedonien. Aus den Tälern des Kaukasus, wo vor Generationen griechische Bauern, aus Kleinasien von den Kurden verdrängt, sich angesiedelt haben, sind über fünfzig Familien eingetroffen. Mehr sollen noch folgen. Sie wollen hier sich eine neue Heimat gründen. Sie wollen nicht Russen werden.

Das bedeutet natürlich eine Erstarkung des griechischen Volkstums. Aber für das durch den Krieg erschöpfte Land ist es zugleich eine starke Belastung. Indes der Patriotismus der reichen Griechen der ganzen Erde, der während der Kriege so schöne Beweise des Opfersinns gegeben hat, wird dem Volke helfen, auch diese Aufgabe zu lösen.

Vom Kongo

Die Anerkennung der Belgischen Kongo-Kolonie durch England und die Auflösung der englischen Kongo-Reform-Gesellschaft

Wenn irgend einer Gemeinschaft das Verdienst gebührt, der nahe an 20 Jahre zähe verteidigten und festgehaltenen Raubwirtschaft im belgischen Kongo endlich den Todesstoß versetzt und Belgien zur Einlenkung in menschlichere Bahnen gezwungen zu haben, so ist es die englische Kongo-Reform-Gesellschaft. Gebildet im März 1904, bestehend aus der Elite des englischen Volkes aller Stände, vom Erzbischof von Canterbury abwärts zum bescheidenen Bürger, unter der Führung ihres genialen und tatkräftigen Ehrensekretärs E. D. Morel, hat diese Gesellschaft in neunjährigem Ringen unermüdlich durch Schrift, Rede, Massenversammlungen die öffentliche Meinung derart in Bewegung zu setzen vermocht, daß sie die englische Regierung Schritt um Schritt zu Vorstellungen bei dem Souverän des Kongostaates Leopold II. und bei der belgischen Regierung genötigt hat, denen letztere schließlich nachgeben mußte. Diese Arbeit ist um so höher anzuschlagen, als das englische Auswärtige Amt nur höchst ungerne sich dieser Sache annahm, weil ihm aus politischen Gründen ein Druck auf Belgien im höchsten Grade zuwider war, und weil der Leiter der belgischen Kolonie, Minister Renkin, ein alter Verteidiger des Leopoldinischen Systems, nur höchst widerwillig sich zu Reformen herbei ließ.

Immerhin mußte Renkin sich im März 1910 zu Reformdekreten entschließen, welche in langen Abstufungen bis Juli 1912 hinaus die Zwangsarbeit im Kongo aufhoben, an deren Stelle eine — wenn auch schwere — Abgabe in Geld setzten, und den Eingeborenen das Einsammeln der Bodenprodukte in den Gebieten gestattete, die nicht dem Monopol der Konzessionsgesellschaften unterlagen. Damit glaubte nun Belgien sich die Anerkennung der Abtretung der Kolonie von ihrem frühern Souverän an den Staat seitens Englands verdient zu haben. Aber die Kongo-Reform-Gesellschaft überzeugte das englische Auswärtige Amt, dieser Anerkennung müsse notwendig erst der Beweis vorangehen, daß die Reformdekrete nicht bloß auf dem Papier stehen, sondern daß sie auch wirklich im tiefen Afrika durchgeführt werden.

Nach den kürzlich veröffentlichten Berichten der englischen Konsulen ist nun auch wirklich in den meisten Distrikten ein wesentlicher Umschwung zu einer bessern Behandlung der Schwarzen erfolgt, und im Gebiet des Aruwimi, wo nach der Wahrnehmung des Konsuls Purdon immer noch die Lomami-Gesellschaft die alte grausame Zwangseintreibung des Kautschuks ausübte, hat der belgische Minister strenge Untersuchung durch eine besondere Kommission versprochen — deren Bericht freilich noch nicht vorliegt.

Auch hat im Juli 1912 der belgische Gesandte in London die ausdrückliche Erklärung abgegeben, daß auch in der Landfrage dem Verlangen Englands nachgegeben werde, indem man den Eingebornen die Benutzung und Bebauung des Landes, das Belgien prinzipiell als Staatseigentum in Anspruch nahm, ohne Weiteres frei gebe.

Durch diese Besserung der Lage, die teils tatsächlich erfolgt, teils in nahe Aussicht gestellt erschien, hat sich nun die englische Regierung zur Erklärung herbei gelassen, daß sie die Annexion des Kongo-Freistaates durch Belgien als Kolonie anerkenne, nachdem am 29. Mai 1913 im Unterhaus der Staatssekretär Edward Grey seine Gründe hiefür entwickelt und der Diskussion des Hauses unterstellt hatte. In dieser Diskussion wurde namentlich betont, die Anerkennung könne nur unter der Voraussetzung erfolgen, daß die Befugnis der Eingebornen, das Land frei zu kultivieren, wirklich durchgeführt werde, und daß mit der Anerkennung die Kontrolrechte, welche England als einem Vertragsstaat der Berliner und der Brüsseler Akte über genaue Handhabung der aus diesen Akten für Belgien erwachsenden Pflichten zustehe, für die Zukunft aufrecht bleiben müssen.

Zugleich hat auch die Kongo-Reform-Gesellschaft in ihrer letzten Sitzung vom 16. Mai 1913 sich aufgelöst, mit der Erklärung, daß sie den Zweck ihrer Arbeit im Allgemeinen als erreicht erachte, der darin bestand, den Eingebornen des Kongo die ihnen in den zwei genannten Staatsverträgen von Berlin und Brüssel garantierten Rechte wieder herzustellen — Rechte, die ihnen von ihren europäischen Regenten geraubt waren — und den damit verbundenen Barbareien ein Ziel zu setzen. Man wird diese Haltung der englischen Gesellschaft um so eher begreifen, als England in der alten und mächtigen Antisklaverei- und Schutzgesellschaft für die eingebornen Rassen (Antislavery and Aborigines Protection Society) ja eine Organisation besitzt, welche mit Eifer und Erfolg für das Wohl der farbigen Völker einsteht und also, falls im belgischen Kongo die Zustände wieder ins frühere Geleise zurücksinken sollten, jedenfalls sofort einspringen wird. Ist doch gerade Rev. John Harris nunmehr zum Sekretär dieser Gesellschaft ernannt worden, derselbe, der siebzehn Jahre als Missionar im Obern Kongo stand, und dem man die unerschrockene Aufdeckung der Greuel vor der Untersuchungskommission von 1904/1905 und deren Veröffentlichung verdankt.

Immerhin ist der Horizont des belgischen Kongo, den ich in der Neujahrsnummer der Christlichen Welt von 1909 als einen dunkeln schilderte, noch weit davon entfernt, für die Eingebornen ein wolkenloser zu sein. Was in der Verwaltung der Kolonie wirklich erreicht ist, besteht vorerst wesentlich erst in Beseitigung der schreienden Mißbräuche, während der Aufbau der niedergetretenen Bevölkerung noch erst zu beginnen hat.

Immer noch bestehen mehrere der alten, mit weit gehenden Monopolen ausgestatteten Konzessionsgesellschaften, wenn auch einige zurückgekauft und andere in ihrem Bestande vermindert worden sind: so besteht noch die Société des Grands Lacs, die sich durch ihren entsetzlichen Menschenverbrauch für Erstellung der von ihr unternommenen Eisenbahnbauten auszeichnete. Aber noch mehr: erst seit Inkrafttreten der Reformdekrete hat die belgische Regierung einer von der großen englischen Oel- und Seifenfirma Lever Brothers gebildeten Gesellschaft eine den Interessen der Eingebornen höchst gefahrdrohende, ungeheuerliche Konzession verliehen, wonach ihr das Monopol der Ausbeutung der besten Oelpalmenbestände des Kongo in einem Gebiet von 750 000 Hektaren zusteht, während doch gerade auf den Ertrag der Oelpalmen eine künftige wirtschaftliche Entwicklung der Eingebornen sich noch am ehesten hätte aufbauen können.

Ueberhaupt ist die Orientierung der belgischen Kolonialverwaltung von der Auffassung des Eingebornen als des Tagelöhners im Dienst der weißen Herrn und als Gegenstandes der Ausbeutung nach der Einsicht hin noch nicht erfolgt, daß die Kolonie nur dann zur Blüte kommen kann, wenn, wie etwa auf der Goldküste oder in Nigeria, der Schwarze auf seinem freien Eigentum die Produkte erzeugt, die er als freier Händler im eigenen Vorteil in den Verkehr bringt.

Wie tief Belgien in der Auffassung seiner kolonialen Aufgabe noch zurücksteht, mögen folgende Stellen aus den letzten englischen Konsulatsberichten dartun.

Konsul Purdon: Der Kongo-Neger ist mit vierfach höherer Abgabe belastet als sein südafrikanischer Bruder, und im größern Teil der abgelegenen, von mir besuchten Gebiete ist er einfach und lediglich eine Maschine für das Belieben und die Bereicherung des Staates und der Handelsgesellschaften. Bei Fragen über öffentliche Arbeiten wird um seine Ansicht nie gefragt, und seine moralische Wohlfahrt ist etwas, das viel zu fern abliegt, um sich danach zu kümmern. (Vgl. Art. 6 des Berliner Vertrages: „Die Vertragsmächte verpflichten sich, zu wachen über die Erhaltung der eingebornen Bevölkerung und die Verbesserung ihrer moralischen und materiellen Existenzbedingungen." Der Ref.) Der Weiße, ob Beamter oder Händler, nimmt, wohin er kommt, offen die schwarze Frau als seine Genossin in Anspruch, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, welche Wirkung das bei den Eingebornen haben muß.

Konsul Campbell: Heute ist der Eingeborne eine Maschine, die durch beständigen harten Druck angetrieben wird, außer Stande, sich sein Lebensschicksal selber zu gestalten. Und dieser Zustand wird zu seinem Nachteil ausgenützt zur Bereicherung derjenigen Rasse, die seine Achtung verlangt.

Und dabei wissen wir seit Stanley und von allen kompetenten Beobachtern: durch die Missionare Wauters, Vandervelde ꝛc., welch trefflicher Kultivator und Händler der Kongoschwarze unter einiger Anleitung sein würde.

Aber freilich:

Die einstimmige Meinung über Eingebornenpolitik, die ich (Konsul Purdon) habe aussprechen hören, ist die, daß man den Schwarzen zur Arbeit erziehen müsse, daß man ihm nicht zugestehen dürfe, einen Preis für seine zum Verkauf angebotenen Waren festzusetzen.

Wenn nicht ein neuer Geist in die Verwaltung dieser verkommenen Kolonie einzieht, der dem Eingebornen kräftige Hilfe bei Entwickelung seiner sehr guten Anlagen leistet und ihm Spielraum gewährt, so sind alle Reformen nur Palliative, um das alte Ausbeutungs-System zu verkleistern, und die Herren Parker und Horne haben im Parlament zu früh ihre Komplimente an die belgische Regierung gerichtet.

Mit Recht klagt übrigens die Deutsche Kongoliga in ihrer Korrespondenz vom 10. Juli 1913, daß man nur durch englische Konsulatsberichte über den Kongo sich unterrichten kann, während die deutsche Regierung trotz aller Mahnungen auch nicht einen der deutschen Konsulatsberichte vor das Parlament oder in die Oeffentlichkeit gelangen ließ. Ist nicht auch Deutschland eine Vertragsmacht der Berliner Akte von 1885, und sind nicht auch deutsche Interessen im Kongo gefährdet?

Es ist begreiflich, daß bei dieser Sachlage die kontinentalen Gesellschaften, die sich um Besserung des Loses der Schwarzen bemühen, und denen keine mächtige Antisklaverei- und Schutzgesellschaft, wie in England, zur Seite steht, sich nicht veranlaßt fühlen konnten, sich aufzulösen. Im Gegenteil, sowohl die deutsche als die schweizerische und französische Kongoliga bleiben auf dem Plan, und haben, um zu markieren, daß sie nicht nur für den belgischen Kongo, sondern auch für alle unterdrückten farbigen Rassen zu arbeiten wünschen, die Absicht geäußert, ihrer Benennung eine allgemeinere beizufügen. Die schweizerische und französische Liga wählten die Worte: zum Schutze der Eingebornen des Kongo und anderer bedrückter farbiger Rassen. Die deutsche schlägt als Titel vor: Deutsche Gesellschaft für Schutz und Förderung der primitiven Rassen. Und die drei genannten Ligen haben sich entschlossen, eine Zentralstelle zu schaffen, um einen aktiven Informations- und Mitteilungsdienst zum Frommen aller Ligen zu organisieren. Wie nötig dies ist, zeigt der frisch entbrannte Kampf gegen die im portugiesischen Angola und auf den Kakao-Inseln St. Thomé und Principe immer fortdauernde Sklaverei, an dem sich einerseits die Aborigines Society, anderseits die offiziellen Gesandten Portugals in der Schweiz und Andre

beteiligen, und ebenso die scheußlichen Zustände in den Kautschuk-Gebieten am Oberlauf des Amazonas, denen beizukommen einer Untersuchungskommission des englischen Unterhauses leider nicht gelungen ist. Dr H Christ-Socin

Vizepräsident der schweizerischen Kongo-Liga

Verschiedenes

Christianizing the Social Order. Von Walther Rauschenbusch. New York, Macmillan Co. 1912. XII, 493 S. 1,50 Pfund.

Von Rauschenbusch ist in der Christlichen Welt schon öfter die Rede gewesen. Zwei Aufsätze von ihm über Kirche und soziale Bewegung in Amerika erschienen 1908, S. 346 ff. und 395 ff. Der erste Band des vorliegenden Werkes: Christianity and the Social Crisis ist 1908 S. 428 kurz und S. 835 f. ausführlich angezeigt; zwei Abschnitte aus ihm sind in Uebersetzung 1909, 511 ff. und 538 ff. gedruckt worden. Auf den vorliegenden zweiten Band hat der Herausgeber 1912 Nr. 33 kurz hingewiesen. Er schließt sich dem ersten nicht bloß würdig an, sondern bildet die notwendige Ergänzung dazu. Der erste hatte zu zeigen versucht, daß das Christentum in seinem Ursprung gar nicht so ausschließlich individualistisch war, wie es heute meist aufgefaßt wird, als ob es sich in ihm bloß um „Gott und die Seele" gehandelt habe, sondern daß es von seinem Ursprung an die Absicht und das Ziel gehabt hat, auch die gesellschaftliche Ordnung auf einen ganz neuen Boden zu stellen. Und weiter hatte der erste Band wirklich gezeigt, wie es kam, daß die Kirche von dieser ursprünglichen Richtung abgebogen ist, ja in gewissem Sinn die Verchristlichung der gesellschaftlichen Ordnung verhindert hat. Der zweite Band zieht nun die Folgerungen und gibt die Anwendung. Er zeigt — immer nur mit Bezug auf Amerika, d. h. auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika — wie in den Kirchen ein soziales Erwachen stattgefunden hat, vor allem herbeigeführt durch die allerdings überwältigenden Enthüllungen der Bestechlichkeit bis in die höchsten Kreise hinauf, die die herrschenden Geldmächte auf dem Gewissen hatten. Er wiederholt dann kurz aus dem ersten Band, was dort über die „revolutionäre Bestimmung" des Christentums gesagt worden war. Dann gibt Rauschenbusch eine überaus interessante Darstellung davon, was er unter „Verchristlichung" versteht, indem er die „halbchristlichen" Stücke der Gesellschaftsordnung beschreibt. Als bestes Beispiel dient ihm die Familie, die sich — und zwar unter dem zweifellosen Einflusse des Christentums — seit den Zeiten der biblischen Patriarchen dermaßen geändert hat, daß ein heute wiederkommender Erzvater von damals gewiß „die Unhaltbarkeit der heutigen revolutionären Zustände" aufs schärfste verurteilen würde. Damit ist aber ausdrücklich nicht die moderne Frauenbewegung gemeint, sondern der Zustand der Familie vor etwa 30—40 Jahren. Hier ist die Ordnung im wesentlichen „christlich" geworden, das heißt sie ist nicht mehr auf Selbstsucht und Macht, sondern auf Liebe und Hingebung gegründet, und zwar so, daß diese Form nicht bloß das unerreichbare Ideal darstellt, sondern in tausend und abertausend Fällen auch im wesentlichen verwirklicht ist, daß es dem Guten in jeder Weise durch die Institution selbst nahe gelegt und erleichtert wird, gut zu sein, und daß der Schlechte durch sie stark gehindert wird, schlecht zu sein, und jedenfalls nur in offenem Widerspruch zu der ganzen Einrichtung schlecht sein kann. Gerade dieses Beispiel ist bezeichnend für die durchaus auf dem Boden der Wirklichkeit verbleibende nüchterne — man möchte wirklich sagen, im Gegensatz zu so manchem verstiegen-Amerikanischen — echt deutsche Art Rauschenbuschs. Denselben im wesentlich „christlich gewordenen" Zustand zeigt er an der Kirche von heute gegenüber dem heidnischen und vielfach noch dem mittelalterlich-katholischen Wesen: auch hier ist das Streben nach Macht und Herrschaft im wesentlichen ersetzt durch die Bereitwilligkeit zu selbstlosem Dienen — wobei freilich gerade die allermodernsten Formen, die kirchlichen Parteien, wieder als wesentlich unterchristlich erscheinen. Dasselbe gilt nach Rauschenbusch von dem Gebiet der Erziehung und sogar von dem der Politik, seit es, wenigstens offiziell, keine „Vorrechte" mehr gibt und die tatsächlich bei uns doch wohl nicht wegzuleugnenden Vorrechte sich in den Mantel des Rechtes hüllen müssen, um überhaupt möglich zu sein. Von diesem Standpunkt aus, nach dem also das Christentum sich auf verschiedenen Lebensgebieten wirklich bewährt und die alten Verhältnisse und Zustände wirklich umgewälzt hat, kann nun Rauschenbusch allen denen entgegentreten, die die Möglichkeit einer Verchristlichung der gesellschaftlichen Ordnungen auf dem Gebiete des Geschäftslebens und der Arbeit von vornherein als himmelblauen Idealismus abtun zu müssen glauben. Er zeigt scharf die Gefahren, die heute bestehen, aber auch die Richtung, die der Fortschritt nehmen wird und nehmen muß, weil er sie schon in weitem Maße eingeschlagen hat. Er nennt diese Richtung „wirtschaftliche Demokratie" und versteht darunter im wesentlichen eine solche Ausdehnung und Erweiterung des heute schon so erstarkten und verbreiteten Genossenschaftswesens, daß an die Stelle rein privater Unternehmungen gemeinschaftliche, d. h. mindestens von ganzen Städten oder Provinzen besessene und geleitete zu treten hätten, ein Zustand, der in unserem gegenüber Amerika stärker entwickelten staatlichen und städtischen Leben schon vielfach erreicht, aber gewiß noch weiter Ausbildung fähig ist. Auch hier ist Rauschenbusch weit entfernt von utopistischen und kommunistischen, ja auch von rein staatssozialistischen Gedanken und steht überall auf dem Boden der Wirklichkeit und des wenigstens nach meinem Dafürhalten Erreichbaren. Hier wird freilich jede Beurteilung subjektiv bleiben und was dem Einen schon viel zu weit gehend erscheint, wird dem Andern noch gar nicht genug sein. Jedenfalls aber glaube ich, daß dies Buch wie kaum ein zweites aus der heutigen angelsächsischen Literatur wert ist, dem deutschen Volke — und zwar hoffentlich nicht bloß den Theologen — in unserer Sprache dargeboten zu werden, und hoffe, daß es mir recht bald gelingen wird, einen bisher vergeblich gesuchten Verleger für die Uebersetzung zu gewinnen. Wenn das Buch bei uns auch nur annähernd solche Verbreitung fände wie in seinem Heimatlande, so wäre es aufs vortrefflichste geeignet, an der Verwirklichung des Zieles mitzuarbeiten, dem es dienen will. Und wenn es Ein Gebiet gibt, auf dem wir noch meilenweit hinter den Angelsachsen dreier Weltteile zurück geblieben sind, so ist es die Versöhnung des neuesten Faktors unserer Kultur mit ihrem ältesten, der sozialen Bewegung mit dem Christentum. Max Christlieb

Die mit der Theologie verknüpfte Not der evangelischen Kirche und ihre Ueberwindung. Von Professor D. W. Herrmann-Marburg. 1.—10. Tausend. Tübingen, J. C. B. Mohr 1913. 44 S. 50 Pfg., gebunden 80. (Religionsgeschichtliche Volksbücher IV 21.)

Man kann die innere Lage unserer Kirche ungeheuer kompliziert auffassen und auf Grund einer alles für möglich haltenden Diagnose mit hundert Mitteln und Methoden an ihr herumexperimentieren. Im Grunde werden das nur die tun, die keinen Glauben haben. Wer den hat, der weiß, was allen diesen Nöten gegenüber zu sagen ist: Eins tut not — Glaube. So nur und nicht anders konnte Herrmann auf den Notschrei antworten, der heute vernehmlich genug von allen Seiten und in allen Tonarten zu vernehmen ist. Ihr wißt nicht, was evangelischer Glaube ist, weder zur Rechten noch zur Linken. Darum könnt ihr nicht zur Ruhe und zum Frieden kommen. Und so wird Herrmann nicht müde, von dem zu sagen, woran alles hängt. Wie lebhaft er auch kritisiert, scharfe Lichter fallen läßt dahin und dorthin, er kann nicht anders: sein Büchlein wird ein Bild vom Glauben. Wie Luther einmal von der Freiheit eines Christenmenschen schrieb, und es wurde ein Büchlein vom Glauben. Und wiederum wie für Luther Glaube und Freiheit Synonyme waren, so sind sie es auch für Herrmann; unwillkürlich gibt das den Schluß seines Büchleins: da spricht er von den Menschen, die in der christlichen Gemeinde zu der Freiheit des Glaubens gekommen sind. Ja, dazu ist die Gemeinde da, und dazu sind wir berufen, daß wir in der christlichen Gemeinde zur Freiheit des Glaubens kommen. Wenn wir das begriffen haben werden, alle, zur Rechten und zur Linken, dann hat alle Not, all Fehd ein Ende. Es ist das Einfachste, das Selbstverständliche, was von uns verlangt wird. Und gerade darum wird es Vielen so schwer. R

Pestalozzi. Sein Leben und seine Ideen. Von Paul Natorp. Leipzig, Teubner 1912. (Aus Natur und Geisteswelt.) Zweite Auflage. 140 S. 1, gebunden 1,25 Mk.

An die bei aller Objektivität von warmer Begeisterung für den Helden getragene kurze Darstellung des Lebens Pestalozzis schließt sich eine systematische Darstellung seiner Ideen. Für die mühsame Arbeit, die hinter dieser Darstellung liegt, dürfen wir dem Gelehrten besonders dankbar sein. Man lese sein Buch, und wer es noch nicht weiß, der wird es dann merken, daß er sich einem Führer anvertraut hat, der an Kenntnis und Beherrschung seines Gegenstands kaum übertroffen werden kann; daneben aber auch das Andre, daß der große Schweizer Pädagoge, von dem er handelt, zu den Geistern gehört, die der Menschheit immer noch Neues und Großes zu sagen haben.

E Koppermann

Mit dem Tornister. Ungeschminkte Feldzugserinnerungen eines Infanteristen aus dem Jahr 1870. Von C. Rückert. 2. Auflage. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag 1912. 1,50 Mk.

Im Gegensatz zu den sonstigen Kriegserinnerungen, die oft in hellster Begeisterung den Krieg verherrlichen, zeichnet sich dieses Buch aus durch große Nüchternheit und tiefen Ernst, übt aber dadurch eine ergreifende Wirkung aus. „Ungeschminkt" sind diese Erinnerungen, zeigen aber bei aller Schlichtheit eine starke Liebe zum Vaterland, für das der Verfasser große Opfer gebracht hat. Beachtenswert für uns Kirchenmänner sind die Gedanken des Verfassers, wo sie sich mit dem Feldgottesdienst beschäftigen. Er schreibt: „Mußte denn auch dieser Moment, der ein allgemein feierlicher für alle zwölftausend hier Versammelten hätte sein können, durch äußerliche konfessionelle Zutat seiner natürlichen Erhabenheit entkleidet werden?" Heinrich Weiß

Die Bauern von Steig. Roman von Alfred Huggenberger. Leipzig, Staackmann 1913. 278 S. 3, gebunden 4 Mk.

Der dichtende Bauer, der die Verse „Hinterm Pflug" gemacht hat, erzählt eine Geschichte voll schlichten Ernstes und goldigen Sonnenscheins, voll Liebe zum Acker und einem tüchtigen Leben. Es ist wohl ein Stück Selbstbiographie, und darum nicht weniger lieb; es ist ein reifes Werk, und ein Dichter hat es geschrieben, auf dem der Segen ruht:

Die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn:
Ihr festes Leben und Mannlichkeit,
Ihr inner Maß und Ständigkeit.

Schade, daß die Erzählung zuletzt ihren behaglichen Gang verliert und mit einem Sprung zum Ziel kommt.

Gerhard Heine

Ina. Erzählung von Ingeborg Marie Sick. Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1912. 324 S. 4, gebunden 5 Mk.

Die besondere Gabe der Verfasserin, Fragen der Seelenkultur in feinsinniger Weise anzufassen und zu verfolgen, steigt in dieser Geschichte zu einer Höhe empor, die für Viele künstlich oder, wenn es solche Höhenmenschen gibt, wenigstens unersteigbar erscheint. Das Problem, das sie sich stellt und an der Titelheldin durchführt, ist die Frage nach der großen Forderung an den Menschen, sein ganzes Leben herzugeben, das Leben des Herzens. Die Lösung dieser Aufgabe auf der ersten Stufe: Werke der Nächstenliebe, der Opferwilligkeit, des Dienstes an den Elenden — genügt nicht oder ist, wie die Heldin es an sich erlebt, kein Paradigma für Alle. Auch Berufserfüllung überhaupt und Verwertung der besonderen individuellen Gaben ist nur eine bedingte und beschränkte Möglichkeit, diese Forderung zu erfüllen. Sie kann unter Umständen weitergehen, diese königliche Forderung: „Ich soll von meinem rechten Platz entfernt leben, von dem Leben getrennt, worauf mich meine Persönlichkeit uneingeschränkt . . . hinweist" (S. 297). Wer diese Forderung gestellt bekommt, der steigt erst zur höchsten Stufe der religiösen Existenz empor, versteht auch erst das Evangelium von der Gottesliebe. — Da die Seelengeschichte, die hier gezeichnet wird, in dem Milieu von wohlsituierten und adligen Kreisen sich abspielt, so ist sowohl der Kontrast zwischen den saturierten Existenzen und der unendlich dürstenden und nach dem Höchsten verlangenden Seele ein besonders schneidender, als auch die Durchführung des Problems ein viel verwickelteres, als es sich in den Niederungen des Lebens und im grauen Alltag zumeist gestaltet. Da klopft es viel unmittelbarer und ungenierter an die Türe der vornehmen Seelen, und diese gibt es in jedem Stande. Unwillkürlich hat man den Eindruck: man sollte dieses Buch fast ausschließlich in die Hände der beati possidentes und aller, die auf den Höhen des Daseins wandeln, legen, aber auch recht vielen unter ihnen, damit sie ihre Konsequenzen daraus ziehen. So ist dem Buche ein ausgebreiteter Leserkreis zu wünschen. Ausdrücklich sei hervorgehoben, daß die beiden eingefügten Predigtskizzen, die für die Entwicklung der Heldin entscheidend waren, auserlesene Perlen darstellen. Sie sind in der Komposition des Ganzen gewissermaßen die Dominanten, die den Sinn und Ton des Ganzen, der hinter der Fülle der Einzelzüge nicht immer hervortritt, rein und voll erklingen lassen.

Johannes Herzog

Pfarrer Lavendars Freunde. Erzählungen von Margaret Deland, aus dem Englischen übersetzt von L. Oehler. Stuttgart, D. Gundert 1912. 325 S. Gebunden 4 Mk.

Für Leser, denen die moderne Literatur zu kompliziert, zu ästhetisierend oder zu naturalistisch ist, sind diese amerikanischen Geschichten mit ihren moralisch klaren Konflikten eine fesselnde Lektüre. Zwar sind sie nicht große Literatur, aber sie erheben sich über Vieles, was sonst als christliche Schriftstellerei geboten wird, durch die tüchtige Menschenkenntnis, die in Charakteren und Handlung steckt, obwohl diese die zurechtbiegende Hand der Verfasserin erkennen läßt und jene sich nur selten — in einigen Hauptpersonen — über das Typische erheben.

Gerhard Heine

Kleine Mitteilungen. In einem Leitartikel, der „Das Christentum in China auf dem Marsche" betitelt ist, kritisiert die Kreuzzeitung (Nr. 449 M.) die Missionspraxis früherer Zeit: wie sie ihr Augenmerk auf den Aberglauben und Fetischismus der Massen richtete, statt auf das stolze herrschende Literatentum, und darum den Weg von unten nach oben suchte, statt den allein offenen von oben nach unten zu gehn. „Da war es zuerst der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein (von der Kreuzzeitung gesperrt), der den geraden und zielsicheren Weg aus diesem fehlerhaften Kreislauf hinausfand, indem er das Prinzip aufstellte: die vornehmste und grundlegende Aufgabe der Mission müsse es sein, einen Boden der Verständigung und gemeinsamer ethischer Interessen zwischen dem Reich des Christentums und jener führenden Schicht der Günste [eben jener Geistesaristokratie] herzustellen." Und so weiter. Der Artikel rührt offenbar von einem Theologen her; das ist in diesem Falle wichtig, denn um so mehr darf man vertrauen, daß er im Bewußtsein seiner ganzen kirchlich-religiösen Tragweite geschrieben ist.

Unsre Freude über dieses Stück „gemeinsamen Bodens" blieb nicht lange ungetrübt, da uns leider alsbald der Bericht der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung über das Jahresfest eben desselben Missionsvereins in Braunschweig zu Gesicht kam. Da lasen wir: „Es ist in Wahrheit doch so, daß das Verschwinden dieses Vereins in der evangelischen Weltmission keinerlei spürbare Lücke hinterlassen würde." Wie lieb! Und ein paar Spalten später, auf Grund einer offenbar ganz falsch verstandnen Geschichte, in derselben Nummer (39): „Ist es nicht eine Schmach, daß erst die Heiden diese Christen des Protestantischen Missionsvereins an Jesus erinnern müssen?" — Ein christlicher Missionsverein, der an Jesus erinnert werden muß! Fanatiker haben die seltsamsten Visionen.

Unter den Beiblättern der heutigen Nummer findet sich ein Flugblatt, das wird Lesern willkommen sein, die krank sind oder Kranke im Hause haben. An manchem Krankenbett wird man besser die einzelnen Stücke verwenden als gleich das Ganze. Daß Rittelmeyer der Verfasser ist, braucht man wohl kaum zu verraten. Weiterer Bezug des Blattes durch die Buchhandlung des Vereins für Innere Mission in Nürnberg, Ebnersgasse 10.

Ferner finden unsere Freunde unter den Beiblättern ein Werbeblatt für die Christliche Welt, das sollen sie an Irgendjemanden weitergeben, der unser Blatt noch nicht hält. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Versammlungskalender

2.— 3.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 6.	„	Verband für internationale Verständigung Nürnberg
5.	„	Deutscher Hugenottenverein Rohrbach Hessen
7.— 8.	„	Pastoral-theologische Konferenz für Westfalen Unna
6.— 8.	„	Ferienkursus Malente-Gremsmühlen
6.— 8.	„	Ferienkursus Bad Langenschwalbach
12.—14.	„	Deutscher Hochschullehrertag Straßburg i. E.
14.—15.	„	Rheinisch-Westfälische Gefängnis-Gesellschaft Düsseldorf
14.—16.	„	Deutscher Protestantentag Berlin

Chronik der Christlichen Welt

J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 37. 6. Congrès international du Progrès religieux — Aus Bayern. 1. Kirche und Staat — 7 Welt-Sonntagsschul-Kongreß — Home Rule (Schluß) — Verschiedenes: Kirche und Stadtmission in Berlin; Alles oder nichts; Kirchliche Parteipolitik und Religionsunterricht; Die Adventisten in Deutsch-Ostafrika; Der Mediziner ist kein Christ? Die tote Hand; Luther-Stahnsdorf; Deutscher evang. Volksbund; Austrittsbewegung; Wettbewerb für Kirchenbauten; Göttlich legitimiert; Ein apostolisches Herz; Menschenopfer unerhört; Die böse Bildung; Kath. Orden in Deutschland; Volksschullehrer und Religionsunterricht

Nr. 38. Die römische Kirche in Deutschland — 1. April bis 30. Juni 1913 — Aus Holland — Verschiedenes: Eine Saulsrüstung

Nr. 39. Vom evangelischen Deutschtum in Italien — Aus Bayern. Zweites Stück: Geyer und Rittelmeyer — Die römische Kirche in Deutschland (Schluß) — Verschiedenes: Fürsorgeerziehung; Missionsspende; Feuerbestattung

Nachricht. Anläßlich der Tagung des Protestantenvereins soll am Mittwoch d. 15. Oktober nachm. 6 Uhr im Grünen Zimmer des Restaurants „Rheingold" in Berlin W Potsdamerstr. 3 eine Sonderkonferenz pacifistisch interessierter Theologen stattfinden. Die Einladung dazu ergeht von drei dem Protestantenverein angehörigen Pfarrern (Böhme-Kunitz b. Jena, Francke-Berlin, Heyn-Berlin); doch sind alle Theologen im Kirchen- und Lehramt willkommen, die sich in irgend einem Sinne (sei's auch im gegnerischen) für die Stellungnahme des Pfarrerstandes zur Weltfriedensfrage interessieren. Das einleitende Referat wird Pfarrer Nithack-Stahn von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin halten über „Theologie und Friedensbewegung".

Ein kräftiger **Sohn** wurde uns geschenkt.

Besigheim (Württ.)
14. September 1913

Stadtpfarrer **Rudolf Paulus** und **Frau Hedwig** geb. **Stotz**

Jugendliche gesunde **Stütze** gesucht in ausländisches deutsch evangelisches Schwesternheim. Bedingungen nach Uebereinkunft. Anfragen richten **Genua** Spianata Castelletto 20 A. int. 2.

Als **Hausdame** oder **Gesellschafterin** sucht gebildete Dame, Waise, Ende Dreißig, sehr kinderlieb, in Küche und Haushalt erfahren, musikalisch und sprachgewandt, Stellung, am liebsten Pfarr- oder Arzthaus. Offerten erbeten unter **H. I.** an die Expedition der Zeitung.

Einfaches gebildetes Fräulein gesucht, womöglich nicht unter 25 J., erfahren im Haushalt, Nähen und Bügeln, zu 2 Kindern (7 u. 8 J.). Mädchen vorhanden. Ausführliche Angebote, Bild und Zeugnisse an **Frau Fabrikant Gust. Meier, Schramberg in Württemberg.**

Sächsische Kirchliche Konferenz

Herbstversammlung Mittwoch den 22. Oktober 1913 Vorm. 11 Uhr im Kaufmännischen Vereinshause zu Chemnitz.

Vortrag des Herrn Prof. D. Söderblom über die Heilandsgestalten der Antike und den Heiland des Evangeliums.

Vortrag des Herrn Hofrat Dr. jur. Löbner über das Kirchensteuergesetz und verwandte Kirchengesetze in Landtag und Synode.

Zu zahlreicher Beteiligung ladet ein

Der Vorstand: Sup. **Müller**, Vors.

Die **deutsche evangelische Gemeinde Pilsen** sucht zum 1. XII. d. J. einen **Vikar** mit I., besser II. Examen. Meldung erbeten an

Pilsen, Hußstr. 1 **Ernst Nack,** Pfarrer

Candidat oder Pfarrer em. zur Hilfe im Pfarramt für einen westlichen Vorort Berlins gesucht. Gehalt nach Uebereinkunft. Angebote an **Pfarrer Friedrich Daab Berlin-Schmargendorf.**

Geschäftsführer

Herr oder Dame, akademisch gebildet, sozialpolitisch erfahren, organisatorisch veranlagt, für die **Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge** gesucht. Meldungen mit Angabe der Vorbildung und der Gehaltsansprüche sind zu richten an D. **von Soden,** Berlin SW Friedrichstr. 213.

Schleiermacher-Briefe. Ein Hausbuch. Ausgewählt von Martin Rade. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Br. Mk. 4.—, in Leder geb. Mk. 6.—

Lebensberuf

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein bildet ernstgesinnte, evangelische **Töchter gebild. Stände** im Alter von 20—30 J. unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in Kranken-, Gemeinde- u. Wohlfahrtspflege aus. Gepr. Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen wird ev. 1/2 Jahr der Ausbildung erlassen. Während der Ausbildung bei guter Führung monatl. Taschengeld. Invaliditäts- und Alterspension. Aufnahme 1. April und 1. Oktober. Anfragen mit Rückporto an Schwester

Carmen Beyreis, Köln-Lindental, Klosterstraße 63.

Soeben erschien eine Serie:

Lichtbilder: Völkerschlacht

Text von Pfarrer Fr. Seyfert (fr. in Liebertshain auf d. Schlachtfeld). Kaufpreis pro Bild: unkol. 1.—, kol. 2.50 *M.*

Textheft *M.* 1.—

Bestellungen umgehend erbeten

Th. Benzinger, Lichtbilderverlag, Stuttgart

Meran

Im Hause eines Arztes (beste Lage) finden Söhne aus guter Familie (Lungenkranke ausgeschlossen) Pension und liebevolle Aufnahme. Näheres durch **evangelisches Pfarramt Meran.**

Universität Jena

Winter-Semester beginnt am 20. Oktober. **Vorlesungsverzeichnis** versendet kostenlos **Universitätsamt.**

Soeben erscheinen in unserm Verlag zwei Sonderdrucke aus der Christlichen Welt:

Die deutsche Freimaurerei

von

Johannes Tiedje

80 Pfg.

Die Wahrheitselemente in der Mystik

von

Johannes Herzog

80 Pfg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder gegen Voreinsendung von 90 Pfg. direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg

Evangelisches Fröbelseminar Cassel

I. **Anerkannte Frauenschule.**

II. **Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung.

III. **Töchterheim-Hausmutterschule.** Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung. Für das Kuratorium: **D. Pfeiffer,** Generalsuperintendent.

Jugendheim Charlottenburg

Goethestr 22.

Sprengelsche Frauenschule
Allgemeine Frauenschule

Sozialpädagogisches Seminar
Ausbildung von Hortleiterinnen und Schulpflegerinnen

Praktische und theoretische Kurse * Pension im Hause

Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein **Anna von Gierke, Charlottenburg,** Goethestr. 22

Thüringer Waldsanatorium

Schwarzeck

Bad Blankenburg-Thüringerwald

Für Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz-, Frauenkrankheit., Aderverkalkung, Abhärtung, Erholung, Mast- u. Entfettungskuren usw. Leitende Ärzte: San.-Rat Dr. Wiedeburg, Dr. Goetz, Dr. Wichura.

Prospekt kostenlos

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack, Schuster, Titius**

Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

38. Jahrgang. Jährlich 26 Nummern. 18 Mark

Nr. 20. Roeder, Aegyptisch (Wiedemann) — Schremmer, Labarum u. Steinaxt (Bousset) — Staerk, Die Ebed Jahwe-Lieder in Jesaja 40ff. (Budde) — Passow's Wörterbuch der griechischen Sprache, 1. Lfg. (Deißmann) — Heitmüller, Jesus (Wernle) — Corpus Script. Christ. Orient. Scriptores Syri. Ser. IV. Tom. I. Cyrilli Alexandrini Commentarii in Lucam, p. I, ed. Chabot (Diettrich) — Eckstein, Zur Finanzlage Felix' V (Ficker) — Thommen u. Schmitz-Kallenberg, Urkundenlehre, I. u. II. (Lerche) — Kleine Texte 87, 88, 109. (Der Unterricht der Visitatoren — Bugenhagen's Braunschweiger Kirchenordnung — Luthers Kleiner Katechismus.) (Cohrs) — Christiani, Du Lutheranisme au Protestantisme (Scheel) — Bohatec, Die cartesianische Scholastik in der Philosophie u. reformierten Dogmatik des 17. Jahrhunderts (Lobstein) — Scheurlen, Die Sekten der Gegenwart (Kattenbusch) — Lamb, Die Wißwässer-Sekte (Ders.) — Mc Glothlin, Baptist Confessions of Faith (Ders.) — Soares, A Baptist Manuel (Ders.) — MacArthur, The Baptists (Ders.) — Zimmer von Ulbersdorf, Im Schatten von Mormons Tempel (Ders.) — R. M. Meyer, Nietzsche (Strunz) — Jung, Das Problem des natürlichen Rechts (E. W. Mayer) — Windelband, Ueber Sinn u. Wert des Phänomenalismus (Dorner) — Niebergall, Jesus im Unterricht (Kabisch) — Referate: Schultze, Ἰχθύς — Ziemer, Jesaias 53 in der neueren Theologie — Kipp, Das Hohe Lied — Rücker, Ueber das Gleichnis vom ungerechten Verwalter — Mirbt, Der Kampf um die Elisabethkirche in Marburg — Wunderle, Die Religionsphilosophie Rudolf Euckens — Payson-Call, Kraftvolle Lebensgestaltung — Erklärung von Ed. König — Wichtige Rezensionen — Neueste Literatur

Jede Art Privatdrucke

liefert in gediegener Ausführung, prompt u. zu mäßigem Preise

Druckerei Heinr. Bauer, Marburg a. L.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 434 439 150 M. Vermögensbestand 163 190 000 M.

Ueberschuß im Geschäftsjahre 1912: rund 5 378 199 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Bleyle's Knaben-Anzüge

aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind **gesundheitlich von höchstem Wert.**

Ausserordentlich haltbar daher billig!

Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!

Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!

Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik

WILH. BLEYLE, Stuttgart.

Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

Bleyle's Knaben-Anzüge

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu vier Beilagen: ein literarischer Prospekt von der Verlagsbuchhandlung Felix Meiner in Leipzig (Philosophische Bibliothek); ein Flugblatt „Für Kranke und solche, die es werden können"; eine Einladung zum Protestantentag in Berlin; ein Werbeblatt für die Christliche Welt